

27 468 [1-2]



Rsb.

M. - Eth. 63.

Reisen

eines

morgenländischen Philosophen
durch Asien, Afrika und Europa;

Oder

Sitten und Meinungen der Menschen
unter verschiedenen Himmelsstrichen,

von
N. J. Sullivan.

Aus dem Englischen nebst Anmerkungen.

Zwei Bände.



Wie durch. Sächs. allernäd. Freibeit.

Leipzig

in der Weygandschen Buchhandlung.

1787.

Handwritten text at the top of the page, including the word "BIBLIOTEKA" and other illegible characters.

Second line of handwritten text, appearing to be a title or description.

Third line of handwritten text, possibly a date or author information.

Small handwritten text or signature below the main lines.



27.468 [1-2]

Additional handwritten text at the bottom of the page, including the word "BIBLIOTEKA" and other illegible characters.

NH-70831

N-5083016 (2) / TMK

NH-70830

N-5083004 (1) / TMK

V o r r e d e

des teutschen Herausgebers.

Das Studium des Menschen ist für den Menschen unstreitig das wichtigste, denn keine Art von Kenntnissen hat so nahe Beziehung auf seine Glückseligkeit, und auf die Mittel selbige zu erreichen und zu befestigen. Schon seit mehreren Jahrtausenden ist dieses Studium betrieben und doch ist es noch nie erschöpft, noch nie zur möglichsten Vollkommenheit gebracht worden. Man hat Erfahrungen genug über den Menschen gesammelt, man hat die Sitten, die Gebräuche, die Gesetze und Staatsverfassungen verschiedener Völker beschrieben, bearbeitet und gegeneinander verglichen; aber nur selten hat man diesen reichhaltigen Stoff mit philosophischem Geist zu ordnen versucht, nur selten den ersten Ursachen nachgeforscht, welche den Charakter einzelner Menschen und ganzer Nationen bestimmen. Und das ist fürwahr nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß die wenigsten Menschen zu solchen Untersuchungen ei-

Eulip. Geist. 1. B. 209. 210. 211. 212.

nen von eignen National- und Erziehungsvorurtheilen freien Geist mitbringen, und daß die meisten nur allzugeneigt sind, alles was ihnen neu ist voller Befremdung anzustaunen, und das meiste, was von den Sitten und Gewohnheiten ihres Vaterlandes abweicht, nach Beschaffenheit der Umstände, entweder gerade zu abgeschmackt, und unvernünftig oder unverbessertlich gut und schön zu finden. Solche Vorurtheile müssen nothwendig den Forschungsgeist ersticken, und den Gegenständen, welche durch sie gesehen und betrachtet werden, Gestalten, die ihnen ganz fremd sind, leihen. Es sind oft kleine dem Anscheine nach ganz unbedeutende Umstände, von welchen die eigenthümlichen Charakterzüge einzelner Menschen und ganzer Nationen abhängen. Uebersieht man sie, so wird man immer nur staunen, immer nur sich verwundern und immer schiefe Urtheile fällen, da ja der Werth menschlicher Handlungen und Meinungen nicht bloß nach ihren Wirkungen, sondern auch und hauptsächlich nach ihren Gründen und Quellen bestimmt werden muß. Der Entzweck der Menschenkenntniß ist, und durch Beispiele und allgemeine Erfahrungen, tugendhaft, weise, vorsichtig und duldsam zu machen: diesen wird sie aber nimmermehr erreichen können, sie wird sogar ganz entgegen-

gesetzte Wirkungen haben, wenn man sie auf einem falschen Wege, und ohne die Philosophie zur Führerin zu wählen, aussucht.

Jede Anweisung, welche uns in den Stand setzt, den Menschen so wie er ist, ohne Vorurtheil zu untersuchen, die mannichfaltigen Formen und Gepräge, welche sein Geist und sein Herz annehmen kann, aus dem deutlichsten Gesichtspunkte zu betrachten; und seinen Werth überall, gleichweit von Vergötterung wie von Verachtung entfernt, nach Maassgabe der Verhältnisse, in welchen er sich befindet, richtig zu schätzen, — muß uns willkommen und nützlich seyn. — Sullivans Buch hat in dieser Rücksicht viele Vorzüge; und diese sowohl, als die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche darin abgehandelt sind, und die gefällige Einkleidung derselben, haben mich veranlaßt, dem deutschen Publikum gegenwärtige Uebersetzung davon vorzulegen. Ich bin indessen weit entfernt die Mängel zu verkennen, deren diese Schrift verschiedne hat. Der Verf. jagt sehr oft Paradoxen nach, und ob es gleich manche Meinungen von jeher gegeben hat, welche paradox und widersinnig zu seyn schienen, und nachher doch zum Range der allerorthodoxesten Wahrheiten erhoben wurden, so hat man doch das Recht strenge Beweise und überwiegende

Gründe zu fordern, ehe man ihnen diesen Rang zugestehen kann. Eben darin aber hat Sullivan sehr oft gefehlet, daß er seine paradoxen Meinungen, ohne Beweise, oder doch ohne haltbare Beweise, als Wahrheiten aufstellen will. Auch ist er von den Vorurtheilen, welche ich oben erwähnt habe, nicht ganz frei, und daher kommt es, daß er z. B. ein so großer Lobredner der Chineser, selbst ihrer unverschämtesten Schwächen und Staatsmängel, und ein so strenger Tadler einiger andrer Nationen ist, da man doch bey genauer Prüfung findet, daß jene nicht den zwanzigsten Theil des an sie verschwendeten Lobes, und jene nicht alle auf sie gehaupte Vorwürfe verdienen. — Ich habe es daher für erlaubt, und in Rücksicht auf einige Leser selbst für nöthwendig gehalten, die Aussprüche meines Autors hier und da in kurzen Anmerkungen zu berichtigen. Auch habe ich das Original, wo der Vortrag zu weiterschweizig war, wo ganz bekannte Gemeinstellen unständiglich ausgeführt, oder schon öfter gesagte Dinge zwei dreimal wiederholt wurden, an vielen Orten beträchtlich abgekürzt, so daß aus drei Bänden der Englischen Urschrift, zween Bände in der deutschen Uebersetzung geworden sind.

N. J. Sullivans

R e i s e n

eines morgenländischen Philosophen
durch Asien, Afrika und Europa.

Erster Theil.

Statt einer Vorrede.

Albus von Betlis an seinen Freund.

Wir haben, mein Freund, schon einen großen Theil des Gebiets menschlicher Kenntnisse mit einander gemeinschaftlich bereist. Der nämliche Trieb uns zu belehren, beseelte uns beide von unsrer frühesten Jugend an; unsre Bemühungen waren immer auf einerlei Endzwecke gerichtet, und aus einerlei Standpunkt betrachteten und beurtheilten wir die Charaktere und Meinungen der Menschen; nur mit dem Unterschiede, daß deine Bemerkungen immer das Gepräge des tiefeindringenden Scharfsinns trugen, die meinigen aber nicht selten flüchtig und von der Oberfläche geschöpft waren. — Wem könnte ich also mit mehrerem Rechte die Früchte meines Nachdenkens widmen als dir, meinem Freunde, und Gefährten aller meiner Bemühungen, der mich in der schweren Kunst der Wahrheit nachzuforschen, und durch sie jene Ruhe des Geistes, welche allein Glück ist, zu erreichen unterwies!

Die Aufsätze, welche ich dir widme, beziehen sich insgesamt auf die sittliche Geschichte des Menschengeschlechts. Es mangelt uns nicht an Schriftstellern, welche, mit Scharfsinn und Beredsamkeit ausgerüstet, diesen so wichtigen, so viel umfassenden Gegenstand bearbeitet haben, und man kann mich daher leicht des Eigendünkels und unüberlegten Selbstvertrauens beschuldigen, wenn ich es wage, Männern, die mir an Fähigkeiten so weit überlegen waren, nachzueifern. Wirklich würde ich mich auch diesem Geschäft nicht unterzogen haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß manche Bemerkungen sich in freundschaftlichen Briefen auf eine faßlichere Art, und vielleicht auch mit mehrerer Freimüthigkeit, als zeither geschehen ist, vorzutragen lassen.

Betrachtungen über Gesetze, Sitten, Gewohnheiten und Religionen müssen nothwendig an sich selbst ziemlich trocken ausfallen, und idealische Wanderungen können nie so unterhaltend als solche seyn, auf welchen man sich hauptsächlich mit sinnlichen Gegenständen beschäftigt. Will also der philosophische Wanderer gefallen und gelesen werden, so muß er seinen Ideen einen Körper geben, er muß sie zu persünlichen suchen, und sich auf diese Art der Vortheile, welche der gewöhnliche Reisebeschreiber für sich hat, versichern. Ich habe meine Bemerkungen aus eigener Erfahrung auf Reisen geschöpft,

ich habe sie überall mit Beispielen aus der wirklichen Welt unterstützt, und meine Zufriedenheit würde vollkommen seyn, wenn es mir auf diesem Wege gelungen wäre, meinen Lesern, indem ich ihnen nützlich zu werden wünsche, zu gleicher Zeit eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen.

Erstes Fragment.

Soll nützliche Wahrheit unsern Verstand erleuchten, so muß seine Ausbildung mit der Untersuchung unsrer eignen Gattung anfangen. Wir müssen den Menschen studiren um aufgeklärte Menschen zu werden. — Welch ein unerklärliches Räthsel ist der Mensch, wie verwickelt und widersprechend sind die Züge seines Charakters, wie wandelbar und veränderlich die Formen die er annimmt! Wem es gelingt, diesen Proteus zu fesseln, und seine wahre Gestalt zu entdecken, der hat den ersten und wichtigsten Schritt zur Weisheit gethan. Alle andre Gegenstände um uns herum können leichter beobachtet und erkannt werden.

Selbstkenntniß, richtige Begriffe von dem Verhältniß des Menschen gegen andre Wesen und von den Pflichten die ihm obliegen, sollte sich billig ein jeder, der nicht bloß Theoretiker, sondern prakti-

scher Philosoph seyn will, vor allen Dingen zu erwerben suchen. Der wahre Menschenkenner ist gewiß auch allezeit Menschenfreund; er verabscheuet den Gedanken, daß es eine angeborene Verschiedenheit unter den Menschen gebe, und daß der Himmel nur einige Nationen ausschließlich begünstige, als ein eben so thörichtes als schädliches Vorurtheil; denn er weiß, daß alle Menschen Kinder eines Vaters, und durch allgemeines Wohlwollen ihm nachzuahmen verpflichtet sind.

Eugenden und Laster sind sich in allen Ländern, und unter allen Nationen ähnlich. Wenn wir Muth, Weisheit, Güte des Herzens für Vollkommenheiten ansehen, so haben wir hierin vor den Bewohnern der entferntesten Erdgegenden nichts voraus. Freilich sind wir alle, vom aufgeklärtesten an bis auf den unwissendsten, nur allzugeneigt, andre Menschen nach unserm eignen Maasstabe und nach den Meinungen, die uns durch die Erziehung zur andern Natur geworden sind, zu beurtheilen; denn wo ist der Mann zu finden, der nicht wenigstens einige seiner vaterländischen Grundsätze und Gewohnheiten für untrüglich und unverbesserlich halten sollte? Wird nicht der Samojede, der sich in Thierhäute kleidet, des wollüstigen seidnen Gewands des Persers, und der stinkende schmierige Hottentott, des gepuderten und parfümirten Europäers spotten? Und warum das, als deswegen,

weil es den meisten Menschen an Kenntnissen und Fähigkeit nachzudenken fehlt? Selbstdünkel ist die Klippe, woran wir immer scheitern. Wir reden viel von allgemeiner Menschenliebe, von Ueberzeugung, die auf richtige und unpartheiische Vergleichung sich gründet; aber das sind meistens nur leere Worte, die zwar schön genug klingen, wobei wir uns aber nicht viel denken. — Nicht bloß solche Nationen, die wir insgemein Barbaren nennen, sind von jenen Vorurtheilen verblendet; sehr viele gesittete Völker machen sich derselben schuldig, und diese verdienen deswegen um desto mehr getadelt zu werden, da sie alle Mittel sich besser zu unterrichten, in ihrer Gewalt haben.

Indessen giebt es doch auch ächte und aufrichtige Menschenfreunde, welche die Fesseln jener Vorurtheile zerreißen, und dem stolzen Wahne, daß Vollkommenheit und Weisheit ihrem Volke, ihrem Stande ausschließlich eigen sey, entsagen. Bei aller Verschiedenheit der Sitten und Meinungen verkennen sie doch den innern Werth der Menschheit nie; Irrthum bleibt in ihren Augen immer Irrthum, allein sie wissen auch, daß er nicht immer bestehen kann, daß er früher oder später der Aufklärung und Wahrheit Platz machen muß; sie wissen, daß die unläugbaren Vorzüge, welche einige Nationen vor andern haben, von zufälligen Ursachen und Außenverhältnissen abhängen, und daß

selbst da, wo jezt noch die finsterste Nacht herrscht, endlich einmal der Tag anbrechen muß. Freilich kann das nur allmählig und langsam geschehen, denn es ist keine Nation zu finden, die nicht eine Zeitlang unabänderlich fest an der Weise ihrer Väter hängen sollte. Diese Vorliebe für alte Meinungen, alte Sitten ist dem Menschen gleichsam angeboren; sie ist besonders solchen Nationen eigen, die noch nicht lange erst entstanden sind, und wenig Gemeinschaft mit andern haben; und daher hält auch nichts so schwer, als die Ausrottung einer einmal eingeführten Denkart, die durch Alterthum und Landesreligion geheiligt ist.

Einige Grundsätze und Pflichten werden jedoch überall für wahr und allgemein verbindlich anerkannt; und das sind diejenigen, welche zunächst aus den Bedürfnissen des Menschen, und aus der unabänderlichen Natur der Dinge entspringen. Wer den Menschen mit Aufmerksamkeit beobachtet, der wird sich sehr bald einen Vorrath von nützlichen und wesentlich nothwendigen Begriffen sammeln, die in allen Zeitaltern und unter allen Völkern gleiche Geltung haben, und überall den Handlungen und Absichten der Menschen entsprechen. Besondre Verhältnisse, zufällige Umstände können die Außenseite der Dinge auf mancherlei Art abändern; demohngeachtet aber ist sich der Gang des menschlichen Geistes immer gleich. Er

fahrung und Geschichte machen uns mit der Verschiedenheit menschlicher Charaktere bekannt, unser Geschäft ist es den Ursachen derselben mit Sorgfalt nachzuforschen, und auf diesem Wege wird es uns gelingen unsrer Beurtheilungskraft Festigkeit zu geben, und uns jene Freiheit von Vorurtheilen zu erwerben, nach welcher ein jeder, der seine Brüder die Menschen liebt, und ihr Glück befördern will, streben muß.

Zweites Fragment.

Darf ich die Behauptung wagen, daß kein Mensch, der nicht ausdrücklich dazu erzogen worden, jemals eine genaue Kenntniß von spekulativen Wissenschaften sich erwerben kann? Ich behaupte es, und glaube meine Meinung rechtfertigen zu können. Nichts kann gewisser seyn, als daß wir nicht deswegen hier auf der Erde sind, um bloß die Bewegungen der Sterne zu beobachten, oder uns jene tiefe Kenntniß von der Natur zu erwerben, die im gemeinen Leben so wenig Gelegenheit sich zu äußern findet, daß ein Mensch viele Jahre lang mit einem andern umgehen kann, ohne seine astronomischen oder hydrostatischen Einsichten kennen zu lernen. — Für einen Menschen, der zum praktischen Leben, zum Umgang mit der Welt gebildet werden soll, ist es hinlänglich, daß er eine allge-

meine, nicht aber eine detaillirte Kenntniß von jenen Gegenständen habe: vorzüglich aber muß er zu dem, was ungleich wichtiger ist, zu moralischen und philosophischen Untersuchungen angeführt werden, denn diese gewähren ihm den größten und gewissesten Vortheil. Durch sie lernt er die Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft kennen, in die Kunst der Gesetzgebung eindringen, und die verschiedenen Regierungsformen, nebst den Ursachen, von welchen sie abhängen, unpartheiisch beurtheilen. So vorbereitet wird er seine Nebenmenschen in allen Verhältnissen und unter allen Himmelsstrichen, ihre Laster, ihre Thorheiten und ihre Tugenden aus dem richtigsten Gesichtspunkte betrachten, und die Ursachen ihrer Vollkommenheiten und Vorzüge, und die Gründe, auf welchen der scheinbare oder wahre Vorzug einiger Nationen vor andern beruht, gehörig schätzen lernen.

„Nur zu leicht verliert sich die ungebundene Phantasie auf endlosen Abwegen, bis der Verstand durch Erfahrung gelehrt, sich überzeugt, daß nicht die tiefe Wissenschaft verborgener und außer dem menschlichen Wirkungskreise liegender Dinge, sondern Kenntniß desjenigen, was zunächst uns angeht, und auf das gemeine Leben Einfluß hat, wahre Weisheit sey.“ *)

*) Too apt the mind or fancy is to rove,
Uncheck'd, and of her roving is no end,

Der Nationalstolz ist, wie ich schon oben erinnert habe, ein allgemeiner Fehler, dessen sich sowohl die armseligsten als die üppigsten und reichsten Nationen schuldig machen. Doch hat dieser Fehler auch unstreitig seinen Nutzen. Jedes der Uebel, welche aus ihm entspringen, müssen wir sowohl einzeln jedes für sich, als auch in ihrer gegenseitigen Verbindung und Beziehung auf einander, und mit eben der Nachsicht beurtheilen, wie wir bei einigen der gefährlichsten sowohl als der glücklichsten Gemüthsneigungen thun, welche oft aus einerlei Quellen entspringen, und durch die jedesmaligen Verhältnisse des gegenwärtigen Augenblicks bestimmt werden.

„Der Himmel ist's, der jede Leidenschaft lenkt,
und die Menschen zu verschiednen Endzwecken
leitet. In der Natur bringen entgegengesetzte
Phänomene gleich viel Gutes hervor, und eben
so stimmen auch die Extremen im Menschen
zum allgemeinen Wohl des Ganzen zusam-
men.“ *)

Till warn'd, or by experience taught, she learn,
That not to know at large of things remote
From use, obscure or subtile, but to know
That, which before us lies in daily life,
Is the prime wisdom.

Milton,

*) -- 'Tis Heaven, each passion tends
And different man directs to different ends,

Siebt es aber wohl irgend einen Trieb, der mächtiger, als der Nationalstolz zu Entwicklung individueller und nationeller Verdienste und Tugenden wirkte? Kann selbst im gemeinen Leben irgend eine andre Leidenschaft größere und wohlthätigere Wirkungen hervorbringen? Einige Menschen werden von Ehrgeiz, andre von Habsucht zu Handlungen angetrieben; allein der Ehrgeiz hat immer nur einen Gegenstand, und hört meistens auf zu wirken, wenn er diesen erreicht hat; und die Habsucht ist ihrer Natur nach zu eigennützig, als daß mit ihr die Bestrebungen fürs allgemeine Beste bestehen könnten.

Der Stolz kann allerdings zuweilen, wenn er gut geleitet und auf edle Endzwecke gerichtet wird, Wunder thun. Er ist eine der nützlichsten Leidenschaften, und kann unstreitig, wenn er mit Uneigennützigkeit und Patriotismus vergesellschaftet ist, für die bürgerliche Gesellschaft sehr vortheilhaft werden. — Wenigstens treibt er den Menschen an seine Pflichten als Mensch und Bürger nicht nur mit Eifer sondern auch mit Selbstzufriedenheit zu erfüllen, und lehrt ihn alle diejenigen, einheimische sowohl als auswärtige, die mit ihm gleiche Denkungsart haben, hochschätzen.

Extremes in nature equal good produce
 Extremes in man concur to general use.

Pope.

Tugenden und Geistesvorzüge sind nicht so wie Pflanzen, an einen Himmelsstrich, an einen Boden gebunden. Verstand und Rechtschaffenheit findet man überall auf der ganzen Erde; und wenn es gleich in einigen Ländern mehr weise und rechtschaffne Menschen als anderwärts giebt, so ist doch kein Ort auf der Erde, keine Nation, war sie auch noch so ungesittet und unwissend, wo man die Wahrheit ganz verkennen, und sie, wofern sie sich nur in ihrer eignen lebenswürdigen Gestalt zeigt, von sich stoßen sollte.

Nationalstolz und Vaterlandsliebe haben freilich auch viel Uebel in der Welt angerichtet, tausend Unruhen erregt, Eifersucht und Kriege zwischen vielen Nationen angefacht, und Millionen von Menschen ins Verderben gestürzt. Allein ist es wohl möglich, an seine Stelle eine Neigung zu setzen, welche all die guten Folgen des Nationalstolzes und keine seiner unglücklichen Wirkungen hätte? Ich gestehe gern, daß der Nationalstolz unendlich viel Unheil in der Welt gestiftet hat; die Frage ist aber nur, wie es möglich gewesen wäre dieses zu verhindern.

In den ältesten Zeiten wurden, ehe man noch alle Vortheile einer dauerhaften Verbindung zum gesellschaftlichen Leben kannte, viele Geschäfte und Unterhandlungen, welche das gemeine Beste betrafen, glücklich durchgesetzt; und eben dies ge-

schicht in einigen Ländern noch heut zu Tage. Allein in solchen Fällen ist die gesellschaftliche Kultur (civilization) noch so zu sagen in ihrer ersten Kindheit, und folglich kann der Nationalstolz wenig Nutzen haben. Nur dann erst, wenn die Masse des Eigenthums zunimmt, vervielfältigen sich die Mittel zur bürgerlichen und politischen Sicherheit, und so wie die bürgerlichen Gesellschaften immer fester und dauerhafter werden, entwickelt sich auch nach und nach der Trieb zur Racheiferung. Das getheilte oder streitende Interesse einzelner Personen oder ganzer Völker, der Wettseifer um Ehre und Nachruhm treiben zu Vertheidigungsanstalten an, und ihnen folgen Eiferucht, Beleidigung und Rache auf dem Fuße nach.

Dem ersten Ansehen nach scheinen Krieg und Zwietracht dem Menschen eben so natürlich als allen Thieren niedrigerer Klassen zu seyn; man kommt beinahe auf die Gedanken, der Mensch könne ohne immerwährenden Streit und Kampf gegen seine eigene Gattung nicht bestehen, und all sein Streben und Denken müsse immerfort darauf gerichtet seyn. Allein zur Ehre unsers Geschlechts muß man gestehen, daß diese Vorstellungsart nicht ganz uneingeschränkt wahr ist. Es würde übertriebne Strenge gegen uns selbst seyn, wenn wir annehmen wollten, daß die herrschende Neigung

unser's Geistes nur auf das Verderben unsrer Brüder, nur auf Unterdrückung und Ueberwältigung andrer gerichtet sey, und wir können uns wirklich die Zwietracht, welche unter den Menschen herrschet, auf eine andre Art weit befriedigender erklären.

Die Ausschweifungen und Laster der Menschen haben von jeher weit mehr Nachahmer gefunden, als tugendhafte und vernünftige Handlungen zu finden pflegen; daher die Bewunderung und Ehrfurcht, die man Siegern und Eroberern in so vorzüglichem Maasse zu zollen gewohnt ist. Diejenigen, welche an den Thaten und an dem Kriegsglück des Eroberers Theil nehmen, nebst dem ganzen Gefolge ihrer Schmeichler, ermangeln nicht den Helden über alles zu erheben und zu vergöttern. Der Geschichtschreiber, welcher für ihn vielleicht schon vorzüglich eingenommen ist, oder auch seine eignen schriftstellerischen Talente gern zeigen will, schmückt die Begebenheiten mit allen Blumen der Beredsamkeit aus. Das tausendfache Elend, welches der Eroberer durch seine Kriege über ganze Nationen brachte, wird behutsam verschwiegen, die Stimme der klagenden Menschheit durch thnendes Lob übertäubt, die Greuel der Verwüstung durch glänzende Deforationen verdeckt; mit einem Worte, der Geschichtschreiber spielt die Rolle des Lobredners und ach:

tet bloß auf die Größe seines Gegenstandes, ohne den sittlichen Werth desselben mit in Anschlag zu bringen. Diese Täuschung hat weit mehr, als irgend eine angeborne böse Neigung dazu beigetragen, die Menschen mit dem Kriege auszuföhnen, und ihnen die grausvollen Szenen desselben nicht nur erträglich, sondern wohl gar angenehm zu machen: und hieraus läßt sich nur leicht beurtheilen, was von dem Ausspruche eines berühmten Schriftstellers zu halten sey, daß, wann nur ein Mensch auf der Erde wäre, dieser gegen Götter oder Teufel, oder, in Ermangelung eines andern Gegners, wider seinen eignen Schatten kämpfen würde.

Friedliche und wohlthätige Handlungen sind nicht glänzend genug um auf dauerhaften Nachruhm Anspruch machen zu können. Die Geschichte ist größtentheils weiter nichts als eine zusammenhängende Erzählung von blutigen Kriegen, von Menschen, die da oder dort geboren, von Schlachten, die hier oder da geliefert worden. Man zählt uns die Menge der Erschlagenen sorgfältig bey tausenden auf, und jedes Blatt in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts ist mit Blut und Kriegesgreueln besetzt. Demohngeachtet aber kann dieses nicht sowohl der Menschheit als der Geschichte zum Vorwurf gereichen. Man hat zu oft die

die

die minder zahlreichen aber glänzenden obgleich schrecklichen Begebenheiten ausgehoben, und die häufigern aber weniger in die Augen fallenden Beispiele gesellschaftlicher und friedlicher Tugenden verschwiegen. Immer aber hat es Menschen gegeben, und es wird deren auch gewiß in Zukunft immer geben, die, ohne sich durch das Phantom des Nachruhms, der durch kriegerische Thaten erworben wird, blenden zu lassen, bloß fürs Glück und für die Sicherheit ihrer Mitmenschen arbeiten. — Glücklich ist das Volk, dessen Könige in der Geschichte nicht berühmt sind!

Drittes Fragment.

Man hat sich schon lang darüber gestritten, und nie möchte wohl diese Streitfrage entschieden werden, welches der älteste und volkreichste Staat auf der Erde gewesen sey. Die meisten Schriftsteller suchen, und nicht ohne scheinbare Gründe, den ersten Pflanzort des Menschengeschlechts im Orient. Allerdings sind auch warme Länder, wo die Produkte der Erde schnell zu ihrer Vollkommenheit gelangen, und die Bedürfnisse des Lebens leicht erworben werden können, am geschicktesten den ersten Wohnplatz für den Menschen, so wie er aus den Händen der Natur kömmt, abzugeben, und

die Vermehrung seiner Art zu begünstigen. In mitternächtlichen und kalten Ländern verhält sich viel anders. Hier ist der Mensch immerfort der unangenehmen Einwirkung einer kalten unwirthbaren Atmosphäre ausgesetzt, und kann der Natur nur durch unermüdeten Fleiß seinen Unterhalt abzwängen. Die ersten Bewohner Europens waren vermuthlich gras- und fleischfressende Thiere, dahingegen die Morgenländer, welche die Natur mit ihren vortreflichsten Gaben im größesten Ueberfluß bedacht hat, die Wiege des Menschengeschlechts, und wirklich, wie die ältesten Nachrichten bezeugen, von jeher außerordentlich stark bevölkert waren. In eben diesen Gegenden blüheten Wissenschaften und Künste zu einer Zeit, wo die Keime derselben in der westlichen Welt kaum noch sich zu entwickeln und hier und da Wurzel zu fassen angefangen hatten.

Weit mehr als die Untersuchung über das Urvolk oder den ersten Stamm des Menschengeschlechts müssen die verschiednen Racen der Menschen unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen; zumal, da es noch nicht entschieden ist, ob diese Racen ursprünglich und gleich anfangs von einander verschieden gewesen, oder ob sie von einer gemeinschaftlichen Art bloß durch Ausartung entstanden sind. Die Nachricht, welche Moses von den Stammeltern des Menschengeschlechts giebt,

wird von einigen für figurlich, von andern aber für eine buchstäblich historische Erzählung angesehen. Noch andre glauben, der Schöpfer habe gleich anfangs mehrere Menschenpaare erschaffen, und nur durch Einwirkung des Klima seyen die verschiedenen Abarten entstanden. Wir können schwerlich hier entscheiden, auf welcher Seite die meiste Wahrheit sey: denn alle diese verschiedenen Meinungen haben jede ihre eigene Schwierigkeiten. Der Allmacht des Schöpfers war freilich nicht schwerer, mehrere Menschenpaare auf die Erde zu setzen, als uns von einem einzigen Paar abstammen zu lassen; welche von beiden Veranstellungen die beste war, das konnte nur seine göttliche Weisheit allein entscheiden. Demohingeachtet kann es auch für den Menschen nicht unerlaubt seyn, hierüber nach Grundsätzen seiner Vernunft etwas zu muthmaßen, und nach diesen können wir, ohne uns des Selbstdünkels oder eines Zweifels an der Wahrheit der geoffenbarten Religion schuldig zu machen, mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß wirklich keine Nothwendigkeit vorhanden gewesen sey, warum Gott alle Menschen von einem einzigen Paare hätte sollen entspringen lassen, und daß es wenigstens, nach unsrer Art zu denken, der Größe und Allmacht des Schöpfers angemessener gewesen sey, gleich anfangs jede Gegend der Erde

mit ihren eignen Bewohnern zu bevölkern. Hier aber stossen wir auf andere unübersteigliche Schwierigkeiten. Denn, schuf der Urheber der Natur gleich anfangs verschiedne Menschenracen, wie kommt es, daß gegen alle Regeln, die wir sonst in der Schöpfung beobachtet sehen, nur hier die Mittel ihren Endzwecken nicht so genau zu entsprechen scheinen, und daß zwischen Völkern, welche unter einerlei Himmelsstrich und beinahe auf einerlei Boden wohnen, immer noch eine so beträchtliche Verschiedenheit des Baues und Temperaments statt findet? Der Isländer und der Lappländer wohnen beide in dem kalten, so wie der Neger und der Abyssinier in dem heißen Erdgürtel, und wie groß ist gleichwohl der Unterschied zwischen diesen Nationen, auf beiden Seiten?

Schwierigkeiten dieser Art werden uns immer, wir mögen uns schlagen auf welche Seite wir wollen, vorkommen. Nehmen wir an, daß es im Anfang der Dinge nur ein einziges Menschenpaar gegeben habe, so muß die Erklärung der Verschiedenheit unter den Menschen, welche aus dem verschiednen Klima entspringen mußte, auch den eifrigsten Orthodoxen in Verlegenheit setzen. Bekennen wir uns zu der entgegengesetzten Meinung, so finden wir es fast eben so schwer, die Verschiedenheit solcher Menschen, die unter einerlei Himmelsstrichen wohnen, zu erklären.

Nach der Behauptung der Naturforscher sind alle Thiere und selbst der Mensch, gleich anfangs von der Vorsehung mit gewissen ihrer Art und äußerlichen Verhältnissen angemessnen Eigenschaften ausgerüstet worden. Die Thiere kalter Erdstriche erhielten dicke Pelze; diejenigen, welche in heißen Ländern wohnen, sind bloß behaart. Dem Bewohner gemäßigter Erdstriche gab die Natur starke nervige Gliedmaßen, und eine größere Menge Blut, den nördlichen Nationen hingegen kleine untermehrte Körper und eine schmierige oder fettige Haut, welche sie vor der Kälte schützt. Dies alles sehen und wissen wir; demohngeachtet aber bleibt uns die Frage unbeantwortbar, woher die Verschiedenheit der Farben, Gestalten, und Gemüthsneigungen zwischen Bewohnern eines und desselben Erdgürtels komme?

Viertes Fragment.

Etwas willkührlich, aber doch nicht ohne Grund, hat man sechs Menschenracen angenommen. Der Bewohner der Polarländer ist braun und klein; der Tartar olivenfarbig, von mittlerer Größe, und starkem festen Körperbau; der südliche Asiater ist schlank, schwächlich, hat eine dunkle Olivenfarbe und schwarzes Haar; der afrikanische Neger ist schwarz, schön gebaut, hat eine weiche glatte Haut

und krauses wolliges Haar; der Amerikaner ist kupferfarbig und hat schwarzes Haar, kleine Augen und schwache, magre Glieder: die Farbe des Europäers endlich, und der mit ihm verwandten Nationen ist weiß von verschiednen Schattirungen, er hat feines Haar, große starke Glieder, und viel körperliche Kräfte.

Diese Eintheilung der Menschen in sechs Klassen ist systematisch genug, aber unvollständig, welches leicht zu beweisen wäre, demohngeachtet aber müssen wir mit ihr für jetzt zufrieden seyn.

Man hat bemerkt, daß die Menge der Menschen in einigen Ländern ab; in andern aber zunimmt, nicht aber in gleichen Zeiträumen, noch in solchen Verhältnissen, daß durch die Vermehrung der Einwohner in einem Lande, der Abgang derselben in einem andern, immer vollkommen wieder ersetzt würde. Den Berechnungen zufolge, welche man hierüber angestellt hat, und die man als ziemlich genau ansehen kann, beträgt die Anzahl der Menschen, welche heut zu Tage auf der Erde leben, kaum den zehnten Theil der ehemaligen Menschenzahl *). Diese Verminderung erregt bil-

*) Aus den Großbritannienischen Geburts- und Sterbelisten erhellet, daß in England die Hälfte aller Kinder vor dem zwölften Jahre stirbt. Ist dieses ein natürliches Uebel? Gewiß nicht, denn man kann nicht behaupten,

lig Erstaunen, welcher Ursache soll man sie aber zuschreiben. Gewiß sind doch seit der allgemeinen Ueberschwemmung die Krankheiten nicht häufiger, die Kriege nicht verheerender geworden, und man weiß von keinen übernatürlichen Unglücksfällen, welche die Menschen seit jener Zeit betroffen hätten.

Es muß ein verborgner Mangel, ein schleichendes Gift an dieser traurigen Veränderung schuld seyn. Diese zehrende Krankheit der Natur, diese so auffallende und immer mehr sich zeigende Verminderung der Menschenmenge, verspricht unsrer Gattung keine lange Dauer. Es

ten, daß der Mensch seiner eigenen Natur nach der Sterblichkeit mehr unterworfen als andre Thiere, sey. Gleichwohl ist es offenbar, daß unter den Thieren beiweilen nicht so viel, als unter den Menschen, in ihrer frühesten Jugend sterben. Sollte man nicht die außerordentlich große Sterblichkeit des Menschen in der Kindheit der eingeführten Art die Kinder zu behandeln zuschreiben. Jedes Thier ernährt seine Jungen selbst, keines überläßt die Erfüllung der Mutterpflichten, die erste Ernährung seiner Jungen einem andern Thiere. Nur der Mensch macht hier eine Ausnahme. Folgten die Thiere seinem Beispiele, so würde vielleicht die Sterblichkeit ihrer Jungen eben so groß als die Sterblichkeit unsrer Kinder seyn.

bedarf nun weiter keiner Laster, keiner himmelschreienden Verbrechen, um die Ausrottung der Menschen, dieser Phantome eines Tages zu beschleunigen. In verkürzten Perioden folgt jetzt ein Geschlecht dem andern, um eben so schnell wieder den Schauplatz zu verlassen. Die Stunde wird kommen, wo die ganze Gattung ausgestorben und der Name, Mensch, erloschen seyn wird.

Ueberall ist der Mensch, seinen wesentlichen Beschaffenheiten nach, sich selbst gleich, wir mögen ihn nun im Zustand der Wildheit oder im Zustand der Kultur und des gesellschaftlichen Lebens betrachten. Seine Fähigkeit sich durch Nachahmung alle ihre nothwendige Kenntnisse zu verschaffen, ist immer die nämliche, und beweist hinlänglich, daß die Verschiedenheit der Menschen in Ansehung ihrer Geisteskräfte nicht sehr beträchtlich ist. Hervorstechende Talente und vorzügliche Tugenden einzelner Menschen, sind demnach fast ganz allein die Frucht einer vorzüglichen Erziehung, einer vortheilhaften Bearbeitung der Geistesfähigkeiten, und der Gesellschaft, in welcher sich der Mensch befindet. Der Mensch ist, eigentlich zu reden, mehr ein Geschöpf der Kunst als der Natur; Unterricht und Gesellschaft bilden ihn zur Maschine um.

„Erziehung allein formt den Geist — der Wuchs des Baumes richtet sich nach der Bies

gung, die er als zarter Sproßling erzog hielt.“ *).

Man betrachte den herumschweifenden Wilden, und vergleiche ihn mit dem Menschen, den das gesellschaftliche Leben verfeinert hat. Welch ein Unterschied; nicht sowohl im Aeußerlichen als in Leidenschaften und Neigungen! Der Wilde braucht zu seinem Glück weiter nichts als Freiheit, Nahrung, Unthätigkeit und Ruhe; außer diesem begehrt er nichts, hat für andre Bedürfnisse und Vergnügungen gar keinen Sinn. Der kultivirte gesittete Mensch hingegen betrachtet den Wilden mit verächtlichem Mitleid; was er Glück nennt, besteht in verfeinerten erkünstelten Vergnügungen, und sein Geist ist immerfort in rastloser Thätigkeit, immer mit Nachforschungen beschäftigt, es sey nun, daß er von Ehrgeiß entflammt dem Ruhme nachjaget, oder Selbstverleugnung genug besitze, auf den Wegen friedlicher geselliger Tugenden seine Zufriedenheit zu suchen.

Dem allen ohngeachtet sind doch die Vorzüge, welche der gesittete Mensch als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft vor dem rohen wilden Naturmenschen hat, vielleicht nicht ganz so groß als man erwarten könnte. Das gesellige Leben führt Sor-

*) 'Tis education forms the common mind:
lust as the twig is bent, the tree's inclin'd.

Pope.

gen und Kummer mit sich; so wie hingegen das anstätt nomadische Leben keine Sorgen, keine Furcht kennt. Ich will indessen nicht behaupten, daß letzteres eben so viel innern Werth habe als das verfeinerte gesellschaftliche Leben. Eine bürgerliche Verbindung gebildeter und gesitteter Menschen ist unstreitig einer Horde herumschweifender Wilden vorzuziehen, wenn es gleich auch unter diesen letztern große und edle Charaktere geben kann. Rechtschaffenheit, Redlichkeit, Entschlossenheit, Standhaftigkeit, thätiger und leidender Muth, Gastfreiheit und unverbrüchliche Treue sind Tugenden, die gewiß unter kultivirten und verfeinerten Nationen eben so häufig anzutreffen als unter den Völkerschaften, die wir ungesittet und barbarisch zu neimen pflegen.

Ich weiß nicht, wie man den allgemeinen Hang zur Geselligkeit so sehr zu verkennen fähig gewesen ist, daß man sogar behauptet hat, der Mensch sey von der Natur eigentlich zu einem einsiedlerischen und unstäten Leben bestimmt. Wollte man auch sonst alle andre Gründe gar nicht achten, so würden doch schon die Vortheile, welche der Mensch von dem gesellschaftlichen Leben hat, zur Gnüge beweisen können, daß der Mensch zum Umgang mit seines Gleichen geschaffen sey. Viele Thiere leben in größern oder kleinern Gesellschaften beisammen, und warum sollte man

also nur dem Menschen die Folgsamkeit gegen jenen natürlichen Trieb zur Geselligkeit absprechen, welchem so viele andre Thiere gehorchen? Sollte er allein eine Ausnahme von den allgemeinen Gesetzen der Natur machen. Sollte er, das erste und trefflichste unter allen Geschöpfen, die auf der Erde leben, nur er allein den Endzwecken zuwider handeln, zu welchen er geschaffen war. Oder hatte der Schöpfer uns bestimmt ein freudenloses einsiedlerisches Leben in Wäldern und Einöden zu führen, wie kam es, daß wir von dieser Bestimmung so bald abwichen, daß wir das Traurige der Einsamkeit so bald fühlten, und daß auf der ganzen Erde so bald größere und kleinere Gesellschaften sich bildeten?

Von dem kleinsten Insekt an bis auf den Elephanten sucht jedes Thier seines gleichen auf; überall herrscht der Trieb der Geselligkeit unter allen Lebendigen. Wenn aber auch ja einige Thiere hin und wieder einzeln leben, wenn wir bei ihnen keine Auswahl in ihren Verbindungen, keinen Zwang gesellschaftlicher Gesetze bemerken, sollten und könnten wir wohl vernünftiger Weise hieraus den Schluß ziehen, daß der Mensch weniger als die Thiere zum geselligen Leben bestimmt sey.

Die wesentlichen Neigungen des Menschen sind sich immer in allen Zeitaltern und in allen Ländern vollkommen gleich gewesen. Von jeher

folgten sie dem Triebe zur Vereinigung, und besonders diente die Geschlechtsliebe dazu die gesellschaftlichen Bande enger zu schürzen, und die Pflichten der Menschen gegen einander verbindlicher zu machen. Selbstliebe herrscht überall unumschränkt, sie macht dem Menschen alles, was ihm zugehört, seine Gattin, seine Kinder, alles, was zu seinem eignen Glücke etwas beiträgt, unaussprechlich theuer. Hängt die ganze Fortpflanzung des Menschengeschlechts von der instinktartigen physischen Liebe ab, fordert selbst das innere Gefühl die Aeltern zur Sorge für ihre Kinder auf, so folgt wohl hieraus, daß Gesellschaft der natürlichste Stand des Menschen sey, und daß außer ihr das menschliche Geschlecht nie bestanden habe, noch bestehen könne.

Fünftes Fragment.

Das gesellschaftliche Leben ist, wie ich gesagt habe, von gleichem Alter mit dem Menschengeschlecht. Freilich war die Gesellschaft in den ältesten Zeiten nicht so wie in den unsrigen durch die Bande der Kultur und des Luxus vereinigt; sie bestand damals größtentheils nur durch den wechselseitigen Beistand und Dienstleistungen, welche jedes Mitglied der Gesellschaft dem andern erwies. Wir dürfen uns indessen doch von der Verfassung der

ältesten bürgerlichen Gesellschaften keinen allzu vortheilhaften Begriff machen. Die scheinbare ungeschliffenste Einfalt der damaligen Menschen, die man so oft übertrieben gelobt hat, war nichts weniger als verdienstlich, sie war bloß die Folge des allgemeinen Mangels an Aufklärung und Kultur. Der Mensch hatte sich damals noch sehr wenig vom Zustande der Wildheit entfernt, er folgte bloß seinem Eigennutze und hatte noch nicht gelernt seine Begierden und Leidenschaften zu bezähmen. Schon in den ältesten Zeiten finden wir Beispiele der abscheulichsten Laster, und selbst nach dem Zeugnisse unsrer heiligen Bücher sind Mord und Blutvergießen beinahe so alt als das Menschengeschlecht. Reißende Thiere können nicht grimmiger gegen einander wüthen als Menschen gegen ihres Gleichen wütheten. Ihre Rachsucht kannte keine Gränzen und wurde nur durch gänzliche Ausrottung ihres Gegners befriedigt.

Demohngeachtet entwickelten sich schon in dem frühesten rohen Zeitalter die ersten Begriffe aller Wissenschaften und Künste. Die berühmtesten Kunst- und Geistesprodukte der Menschen sind nichts als verbesserte Ausführung der rohen und unvollkommenen Ideen, welche der Mensch in jener frühesten Periode seines Daseyns erfand. Denn könnte man wohl behaupten, daß Schiffe, Palläs

ste und tausend andre Werke menschlicher Kunstfertigkeiten Erfindungen neuerer Zeiten seyn. Für wahr das sind sie nicht. Nachen und Hütten waren schon längst gebauet worden, ehe man an Linienschiffe und Palläste dachte. Den Grund zu alle dem, was wir mit Stolz als unser Werk, als unsre Erfindung betrachten, legten schon unsere älteste Vorfahren. Wir borgten bloß von ihnen, wir verbesserten, erweiterten, und entwickelten ihre Ideen; den Grundriß von dem allem aber haben wir bloß ihnen zu verdanken.

Die Folgen der sogenannten alten Sittens einfalt dauerten sehr lange. Ehrgeiz, Aberglauben, Habsucht und Rachgier beherrschten den größten Theil der Menschen unumschränkt. Unter dem eisernen Scepter des Despotismus feuzte beinahe die ganze Welt, und Priester, welche sich Diener der Gottheit nannten, plünderten die Nationen, und mästeten sich mit den Früchten fremder Arbeit. Durch solche Hindernisse mußte der Fortgang und die Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse nothwendig sehr verzögert werden. Nach dem endlich Unwissenheit und Aberglaube Jahrhunderte hindurch geherrscht hatten, so dämmerte endlich der Tag der Aufklärung: der Mensch öffnete die Augen und sah die ihm angewiesene Bahn; sein Geist strebte nach Freiheit, und ris

sich von den Sklavensesseln los, in welchen er seit den ältesten Zeiten gegangen war *).

*) Wer sollte nicht, wenn er bei diesen Worten stehen bleibt, glauben, Aufklärung und Freiheitsgefühl sey jetzt über den ganzen Erdboden verbreitet? Und gleichwohl kann nichts weniger wahr seyn als dieses. Man zeige mir ein Volk, dessen meiste, ich will nicht sagen, sämtliche Mitglieder, richtige Begriffe von wahren Menschenglück und Menschenwerth, von Freiheit und Rechten der Menschheit haben, mit einem Worte, wirklich aufgeklärt sind! Schwerlich möchte man ein solches irgendwo finden, schwerlich möchten auch selbst die Völker, die wir die aufgeklärtesten nennen, diese Prüfung aushalten können: denn man wird doch wohl nicht eine ganze Nation deswegen, weil sie etwa einige wenige heldenkende Köpfe hat, die richtige Begriffe von jenen wichtigen Gegenständen haben, aufgeklärt nennen wollen, so lange als diese Begriffe noch nicht in die zahlreichern und niedrigeren Volksklassen übergegangen sind. Was ist also die Nationalaufklärung, wovon wir so viel und so gern sprechen? Ist sie nicht bloß ein Lieblingsswort, ein leerer Schall ohne Gegenstand in der wirklichen Welt, und hat sie wohl jemals irgendwo, als etwa gerade in ältern Zeiten in einigen kleinen griechischen Freistaaten existirt?

Ann. d. Ueb.

Durch genaue Prüfung der Geschichte überzeugen wir uns demnach, daß der Mensch in dem frühesten Zeitalter noch sehr weit von ächter Sittlichkeit entfernt, und zu den ausschweifendsten Lastern geneigt war. Nur in einer wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft, nur durch Freiheit und weise Gesetzgebung kann die ganze Natur des Menschen verschönert, und ganze Staaten so wie einzelne Mitglieder derselben glücklich werden. Nur unter diesen Bedingungen kann Sicherheit, Wohlstand, Vervollkommnung aller Wissenschaften und Künste statt finden, und der Mensch in den Besitz aller der Vorzüge gesetzt werden, die ihn über andre Thiere erheben.

Sechstes Fragment.

Der Mensch ist zur Arbeit geboren; diese fordert sein Wohnplatz, die Erde von ihm. Alle Stoffe, welche zum Wachsthum und Gedeihen des Pflanzenreichs nothwendig sind, liegen in der Erde verborgen, aber ohne Bearbeitung kann sich ihre Fruchtbarkeit nicht äußern. Arbeit ist uns zu unsrer Gesundheit und zu Erwerbung unsers Unterhalts unentbehrlich: denn wie viele schreckliche Krankheiten, wie viele traurige Zufälle drohen dem Menschen nicht da, wo stehende Wasser, Moras-

ste und weitläufige undurchdringliche Wälder die Luft mit ihren schädlichen Ausdünstungen vergifteten. Ueberdies sind die meisten Naturprodukte in ihrer ursprünglichen Gestalt so wenig zum Gebrauche tüchtig, und so einzeln auf der Erde verstreut, daß schon hieraus die Bestimmung des Menschen zur Arbeit zu gegenseitigem hülfreichen Beistand und geselligem Streben nach gemeinschaftlichen Entzwecken, aufs deutlichste erhellt.

Die Nothwendigkeit mit vereinigten Kräften zu arbeiten, legte den ersten Grund zu allen gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen; ehe aber diese geschlossen und die Rechte und Pflichten aller Mitglieder derselben gesetzmäßig bestimmt werden konnten, mußte zuvörderst eine Sprache erfunden werden, welche für jedermann verständlich war.

Das Vermögen sich durch Töne auszudrücken, ist nicht bloß dem Menschen eigen; er hat es mit den meisten Thieren gemein. Fast jedes derselben kann sich andern Thieren seiner Art durch gewisse Töne verständlich machen. Wenn es je eine Zeit gegeben haben sollte, wo der Mensch keine Consprache hatte, so müßten damals bloß die Augen und Gebärden Dolmetscher der Gedanken gewesen seyn. Die Augensprache ist unter allen Nationen auf der ganzen Erde ver-

Salliv. Reis. 1. B. 2011 16

breitet und in ihren wesentlichsten Ausdrücken allgemein verständlich; sie ist sogar in vielen Fällen der Consprache, und den künstlichsten Ausdrücken und Wortfügungen derselben so weit überlegen, daß oft ein einziger Blick ausdrucksvoller und verständlicher als die schönste und wohlgesetzteste Rede ist.

Ich will indessen nicht entscheiden, ob der Mensch wirklich zu irgend einer Zeit, aus Mangel artikulirter Töne, bloß der Gebehrdensprache sich bedient, oder ob er von jeher eine Wortsprache gehabt habe. Wir können den Juden den Ruhm wohl gönnen, daß nach der Erzählung ihrer Rabinen Adam und Eva schon Ebräisch gesprochen, und die Kenntniß von dieser Sprache nebst ihren ersten Begriffen durch unmittelbare Offenbarung von Gott empfangen haben. — Wir übrigen Menschen, die wir uns keines so wundervollen Unterrichts rühmen können, müssen uns mit der wahrscheinlichen Muthmasung begnügen, daß der Gebrauch der Stimmorgane zur Sprache bei unsrer Gattung eben so früh als alle andre Fähigkeiten des Menschen sich geäußert habe. So weit wenigstens, als wir in die Geschichte der ältesten Zeiten zurücksehen können, scheint sich diese Muthmasung durchgängig zu bestätigen; dahingegen die entgegengesetzte Meinung, welche von einigen vertheidigt wird, bloß auf Spekulation,

oder wohl zum Theil gar auf Aberglauben sich gründet.

Wie soll man sich nun aber, die Allgemeinheit der Consprache vorausgesetzt, den Umstand erklären, daß die Sprachen verschiedner Völker so sehr von einander abweichen. Die Nachricht, welche unsre heiligen Bücher von der Theilung oder Verwirrung der Sprache, und von der drauf folgenden Zerstreuung der Menschen geben, ist allgemein bekannt. Soll man aber diese Erzählung buchstäblich, oder auf eine andre Art verstehen, und wie läßt sich der Widerspruch, in welchem sie mit andern Umständen steht, aus dem Wege räumen? Die Beantwortung dieser Frage würde mich zu weit führen; es steht einem jeden zu, die Auslegung zu wählen, welche ihm die beste zu seyn dünkt; am rathsamsten aber ist es, seine Vernunft hier gefangen zu nehmen, und zu schweigen *).

Siebentes Fragment.

Von der Erfindung einer artikulirten Sprache mußte noch ein großer Abstand bis zur Erfindung

§ 2

*) Ob das wohl der Verfasser hier eben so meint wie Bayle, wenn er mit Malebranchens

einer Schriftsprache oder der Sprachzeichen seyn. Die Malerei, oder Bilderschrift legte wahrscheinlich den ersten Grund zur Schreibekunst. Lange Zeit blieb man vermuthlich hiebei stehen, bis man nach und nach durch verschiedne spätere Verbesserungen zu Erfindung der tropischen Bilderschrift oder der Hieroglyphen kam, welche die Begriffe, die man sich mittheilen wollte, nicht durch die Bilder ihrer Gegenstände selbst, sondern durch Bilder ähnlicher Gegenstände figurlich oder allegorisch bezeichneten. Solche Schriftzeichen konnten natürlicherweise nicht allgemein, sie konnten nur für einige Personen, nach genommener Verabredung, lesbar und verständlich seyn. Durch ferneres Nachdenken wurde man denn endlich auf die Erfindung der Buchstaben geleitet, welche die Töne und Worte der Sprache selbst ausdrücken, und mithin zu einer allgemein brauchbaren schriftlichen Mittheilung der Gedanken dienen konnten. — Die Nachrichten, welche wir von den Aegyptiern, Chinesen, Indianern, Phöniziern, Aethiopiern, Hetruskern, und vielen andern alten Völkern haben, überzeugen uns hinlänglich, daß der menschliche Geist auf dem hier bezeichneten Wege, und in der angeführten Ordnung zu Erfindung der Buchstabenchrift gelangt sey. Wir können, ohne unges
 Wortem zuweilen ausrust: *Il faut soumettre la raison à la foi!*

recht zu seyn, die Ehre dieser Erfindung keiner Nation insbesondre und ausschließlich beizumessen. Untersuchungen dieser Art können auch in der That unmöglich zur vollkommenen Gewißheit gebracht werden, da sie Zeiten und Gegenstände betreffen, welche die undurchdringliche Hülle des grauen Alterthums vor unsern Augen verbirgt. Alle Weltgegenden haben Wohlthaten des Menschengeschlechts aufzuweisen, welche sich durch gleichen Eifer im Dienste ihrer Brüder auszeichneten, von denselbigen Grundsätzen ausgingen, und nach einerlei Endzwecken hinstrebten. Die Aegyptier, Griechen und Phönizier können daher immer im gleichmäßigen Besiz des Ruhms die Buchstabenschrift erfunden zu haben, ungestört bleiben, welchen verschiedene Schriftsteller einer oder der andern von diesen Nationen allein zugeeignet haben: denn es war ja sehr möglich, daß eine jede von diesen drei Nationen einen Mann hatte, der seine Mitbürger mit dieser Erfindung beschenkte. Lobenswürdig ist in der That die Hochachtung, welche man von jeher dem Andenken solcher Männer geschenkt hat, die sich um ihre Nation verdient gemacht hatten. Selbst die Vergötterung derselben bei einigen Völkern ist nicht sogar tadelnswerth; denn konnte wohl, ehe die Menschen zur Erkenntniß des wahren Gottes gelangten, irgend ein Gegenstand der Verehrung würdiger

sehn, als ein Mann, der sich durch Wohlthaten und nützliche Dienste ein Recht auf die Dankbarkeit seiner Mitbürger erworben hatte? die Vergötterung unter heidnischen Völkern war etwas viel vernünftigeres, als die Erwählung der Heiligen unter den Christen. Um sich bei den Heiden göttliche Ehre zu erwerben, mußte man sie zuvörderst durch Thaten verdient haben. Bei den Christen war das nicht immer vielleicht nur selten der Fall; denn die Heiligsprechung wurde oft gar nicht durch Verdienste, sondern bloß durch Gunst oder durch blinden Zufall bestimmt.

„Wissenschaftliches oder kriegerisches, wohlthätiges oder schützendes Verdienst hob die ersten Fürsten auf den Thron, und machte sie zu Vätern ihres Volks. Man ehrte sie gleich Göttern; ihr Blick ward Gesetz für ihre Untertanen, und ihre Worte, Göttersprüche.“ *)

Ich weiß wohl, daß man an dieser Art von Dankbarkeit mancherlei auszusetzen finden kann; ich weiß auch, daß man, in der Voraussetzung,

*) 'Twas virtue only, or in arts or arms,
 Diffusing blessings or averting harms,
 The same, which in a fire the sons obeyd,
 A prince, the father of a people made;
 On him, their second Providence, they hung,
 Their law his eye, their oracle his tongue.

Popc.

Eigennutz sey der Grundtrieb des menschlichen Geistes, angenommen hat, daß die Quelle aller Erfindungen und ausgezeichnet großer Handlungen wahres oder erkünsteltes Bedürfnis sey. Auch hat man behauptet, selbstsüchtige Verfeinerung und Luxus habe mehr als sonst irgend etwas zur Vervollkommnung der Künste, Wissenschaften und des Handels Vorschub gethan, und Habsucht, Ehrgeiz und Neid seyen von jeher die vornehmsten Triebfedern alles dessen, was Menschen thaten, gewesen. Das alles kann vielleicht vollkommen wahr seyn. Soll man aber dasjenige, was edel und lobenswürdig scheint, deswegen nicht schätzen, weil der Grund desselben so selten gut und edel ist? — In der That, wir thun nicht wohl daran, daß wir alle Mängel unsrer Natur so ängstlich und sorgfältig auskundschaften und ans Licht ziehen. Besser wär es immer, zu vorthailhaft als zu schlecht von dem allgemeinen Charakter der Menschen zu denken. Die Endzwecke der Gesellschaft erfordern, daß man wenigstens den guten Schein und die nützlichen Folgen vieler menschlicher Handlungen anerkenne, wenn auch gleich ihre Quellen nicht immer die reinsten sind.

Achstes Fragment.

Der Ursprung des Uebels unter den Menschen ist ein Gegenstand, mit dessen Untersuchung sich von jeher Philosophen und Gottesgelehrte vielfältig beschäftigt haben, ohne jedoch ihren Endzweck zu erreichen. Die Meinung, daß alles Uebel, Krieg und Blutvergießen, Pest, Hungersnoth, und alle Greuel des Aberglaubens und des Religionshasses bloß deswegen über die Menschen verhängt seyen, um sie zu einem künftigen bessern Leben vorzubereiten, und dessen würdig zu machen; diese Meinung, sage ich, ist nicht nur ganz willkürlich und unbefriedigend, sondern auch in ihren Folgen höchst verderblich. Welche grausame Handlungen sind nicht von Menschen, welche diese Meinung hegten, verübt worden! Sind nicht bloß deswegen, weil man so dachte, noch in unsern Zeiten die wohlthätigen und in ihrem ersten Ursprunge so lautern und einfachen Lehren des Christenthums zum Deckmantel der schändlichsten Barbareien gemißbraucht worden! Wie viel tausend Menschen, die man Ketzer nannte, hat man nicht, um ihre Seelen zu retten, hier den grausamsten Martertod leiden lassen. — Man rief den Allgütigen, den Allweisen um Erbarmen und

Gnade an, indem man unablässig die Sturmglocke zur Verfolgung und Ausrottung der Ungläubigen und der Ketzer läutete. Man verdamnte die unwissenden schuldlosen Indianer bei Tausenden zum Scheiterhaufen, weil sie den Gott nicht anerkennen wollten, dessen Anhänger nichts als Blutdurst, Goldhunger und Aberglauben athmeten. —

Wahr ist es, der Ewige hat hier und da unsern Pfad mit Dornen bestreut, er hat uns einen Wohnplatz angewiesen, wo wir leiden und nothwendig leiden müssen, wo wir, wie die Blumen des Feldes heute blühen, und morgen abgemäht werden. Allein die Ursache, warum Leiden und Elend mit unserm Daseyn so genau verknüpft wurde, warum es die Summe unsers Glücks meistentheils übersteigt, ist für den menschlichen Verstand schlechterdings unerreichbar. Unsere Einsichten sind viel zu eingeschränkt, als daß wir hinter den Vorhang schauen könnten, welcher die Wege der Vorsicht vor uns verbirgt. Sey standhaft, gerecht, ertrage dein Leiden mit Geduld, und genieße die Freuden, welche dir die Vorsicht beschieden hat, mit Mäßigung: dies sind die Lehren, welche uns die Weisheit und Erfahrung giebt.

„Natur ist blos Kunst, die du verkennest; Zufall ist weise Fügung, die du nicht verstehst. Was dir Misklang zu seyn dünkt, ist Harmonie, und die Leiden, die Mängel einzelner Wesen haben Vollkommenheit des Ganzen zum Endzweck. Zur Beschämung unsres Eigendünkels, unsrer irrenden Vernunft, steht die einzige Wahrheit fest, daß alles, was ist, gut ist.“ *)

Diese große und in ihren Folgen so wohlthätige Wahrheit haben einige Schriftsteller mit aller Macht der Beredsamkeit in Zweifel zu ziehen gesucht; allein dadurch haben sie sich in der That einer unverzeihlichen Uebereilung schuldig gemacht. Was kann es wohl dem Menschen nutzen gegen eine Wahrheit dieser Art zu streiten und sich selbst den Trost, die Beruhigung zu rauben, die er in dem Vertrauen auf die unumschränkte Güte und Weisheit seines Schöpfers findet. Unseliger Scharfsinn, der nur dazu angewendet wird

*) All nature is but art, unknown to the;
 All chance, direction, which thou canst not see;
 All discord, harmony not under stood;
 All partial evil, universal good:
 And spite of pride, in erring reason's spite,
 One truty is clear, whatever is, is right.

Pope.

die Grundpfeiler der menschlichen Glückseligkeit (zu untergraben *)!

Mit allen Religionen verträgt sich der Grundsatz, daß alles, was ist, gut sey, in allen kultivirten Ländern wird er angenommen; und wär er auch wirklich nicht Wahrheit, wär er Irrthum, so müßte er doch deswegen noch nicht für unnütz oder schädlich gehalten werden. Religionsirrhümer, selbst die, welche Menschen vergötterten, und Erde, Luft und Meer mit zahllosen Gottheiten bevölkerten, haben den Menschen auf vielfältige Art genützt. Die Religion erweicht das Herz, sie knüpft das Band fester, welches Gesellschaften und Nationen zusammenhält, und kann, von Aberglauben und Schwärmerei gereinigt, unendlich viel Gutes stiften. Man sollte daher diejenigen hochachten, welche die unwissenden Menschen bey der Hand nahmen, und mit Fittern und Furcht zum Altar der Gottheit hinzutreten lehrten: wir sollten es ihnen Dank wissen, daß sie sich vorgeblicher Wunder und übernatürlicher Mittel bedienten, um die moralischen Grundsätze geltend zu machen, welche sie ihren Nebenmenschen predigten. Männer von freier unpartheiischer Denkungsart, (und blos dem Urtheil dieser unterwerfe ich mich

*) Der Verfasser scheint hier wohl vornämlich auf Hume's Gespräche über die natürliche Religion zu zielen.

hier) werden, wie ich glaube, kein Bedenken tragen meiner hier geäußerten Meinung beizupflichten, da sie mit der allgemeinen Menschenliebe so vollkommen harmonirt *).

*) Kaum weiß ich, ob der Verfasser diese Vertheidigung des frommen oder religiösen Betrugs im Ernst, oder aus Paradoxensucht oder aus Ironie übernommen habe. Aus Wahrheit kann blos Wahrheit und Gutes herfließen, und wo sie schädlich zu seyn scheint, da ist sie es nicht in sich selbst, sondern in so fern sie falsch gefaßt und falsch verstanden wird. Aus Irrthum kann nie gerade zu Wahrheit und Glück für vernünftige Wesen entspringen, und alle Systeme, die auf Täuschung sich gründen, sind nichts als Glückwerk; ihre Theile stehen untereinander in ewigem Widerspruch, die immer wieder durch neue Täuschungen beschönigt und verhüllt werden muß. Irrige Begriffe von der Gottheit, von ihrem Verhältniß gegen den Menschen, von der Bestimmung des Menschen u. s. w. konnten an sich selbst nie andre als schädliche Folgen haben, und wenn sie ja zuweilen unschädlich zu seyn schienen, so war das blos ein Beweis, daß die Menschen nicht immer konsequent denken, und daß mit ihrer Natur ein Gefühl des Guten und Wahren aufs innigste verwebt ist, welches selbst durch schädliche und irrige Grundsätze nicht ganz erstickt werden kann. Da nun aber einmal Täuschung allgemein verbreitet ist, so kann sie freylich nicht plötzlich

Neuntes Fragment.

Die christliche Religion, deren ganze Bestimmung auf Verbreitung allgemeines Wohlwollens und sanfter Gesinnungen gerichtet ist, hat dem ohngeachtet bey einem großen Theil der Menschen ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorgebracht. Man hat, besonders in gewissen Zeitaltern, die sanfte Stimme des Evangelium in Lieblosigkeit und Intoleranz verkehrt. — Wie konnte aber je einem Menschen nur der Gedanke beifallen, daß alle, welche vor den Zeiten Christi lebten, und so viele Millionen Menschen nach ihm, welchen seine Lehre nie durch Offenbarung und Wunder bekannt wurde, ohne Ausnahme verdammt seyn soll-

und mit einemmale ausgerottet werden; erst nach und nach kann die Wahrheit wieder in ihre alten und unveräußerlichen Rechte eingesetzt werden; aber zu wünschen ist es doch, daß dem Fortgang der Wahrheit, ihrem Siege über Unwissenheit und Täuschung kein Hinderniß entgegengesetzt werde; und noch mehr zu wünschen wäre es, daß es nie Menschen gegeben haben möchte, welche ihre Brüder aus guter oder unedler Absicht zu täuschen suchten, und daß man nie die Frage als unentschieden aufgeworfen haben möchte, ob Täuschung dem Menschen nützlich seyn könne?

Ann. d. Ueb.

ten, bloß bewegen, weil sie nicht so wie wir an Christum glaubten? Läßt sich wohl etwas abscheulicheres, und der Lehre selbst, zu welcher wir uns bekennen, widersprechenderes gedenken?

Dieser fürchterliche Grundsatz, daß ausser dem Glauben an Christum kein Mensch selig werden könne, wurde zuerst von den Juden erfunden, und von diesen gieng er zu den Christen über — Palästina also, dieser kleine Winkel der Erde, sollte allein im ausschließlichen Besitz künftige Bürger des Himmels zu erziehen gewesen seyn; nur die Söhne Hebers sollten vor Christo das Privilegium der ewigen Seligkeit gehabt haben, und wir, die angeblichen Nachkommen Japhets, sollten das Bürgerrecht des Himmels erlangt haben, von welchem unsre Vorfahren, die vor Christo lebten, ausgeschlossen waren? —

Menschen, welche sich solche Begriffe von der Gottheit zu machen, sie so weit bis zu sich und ihrer eignen Denkungsart herabzuwürdigen im Stande sind, verdienen gewissermaßen noch mehr als selbst die Gottesläugner, die Verachtung und den Unwillen jedes Vernünftigen. Den Gottesläugner kann wenigstens die Schwäche seiner Vernunft, sein Unvermögen, die unbegreifliche Natur des göttlichen Wesens zu denken und zu fassen entschuldigen; wer aber einen Gott glaubt, und ihn durch die unwürdigen Begriffe, die er

sich von ihm macht, lästert, der macht sich für wahr einer unverzeihlichen Verwegenheit schuldig. Sie schildern den allgütigen Vater der Menschen als einen eigensinnigen rachsüchtigen Despoten, der Vergnügen daran finde, seine eigne Geschöpfe zu verderben und hier und in Ewigkeit zu quälen. —

Der richtigste und wahrste Begriff, den wir uns von Gott machen können, ist dieser, daß wir ihn uns als das höchste und mächtigste aller Wesen, als den Schöpfer aller endlichen Dinge vorstellen, dessen Natur wir zwar nicht begreifen, aber daß er sey, durch Beobachtung aller Dinge um uns her, und durch unser eignes inneres Gefühl überzeugt werden. — Die Unvollkommenheit unsrer Natur erlaubt uns nicht einmal zu begreifen, was wir selbst sind, und doch vermessen wir uns über die Eigenschaften eines Wesens zu urtheilen, welches ewig unerforschlich und unsern Sinnen, unserm Fassungsvermögen ewig unerreicht ist! Der Abglanz der Gottheit strahlt von jedem ihrer Werke zurück, ihr Siegel ist allen Geschöpfen aufgedrückt; aber ihr Wesen ersgründen wollen, ist der thörichte Eigendünkel, dessen sich der Mensch schuldig machen kann.

Die angeborne Ueberzeugung von dem Daseyn einer wohlthätigen Vorsehung kann jedem vernünftig denkenden zu seiner Beruhigung hinrei-

hend seyn; mehr bedarf der menschliche Verstand nicht, wenn er sich selbst und seinem eignen Nachdenken überlassen ist. Willkürliche Vorstellungen von der Gottheit können daher nicht anders als schädlich, Gottes selbst unwürdig, und der menschlichen Gesellschaft nachtheilig seyn.

„Siehe den armen Indianer, dessen ungebildeter Verstand Gott in den Wolken erblickt, seine Stimme im Sturme hört!“ *)

Und dieses schuldlose Geschöpf, welches so denkt und handelt, wie es in seiner Lage denken und handeln muß, sollte deswegen ein Gegenstand des göttlichen Zorns, und zu ewigem Elend verdammt seyn? So wird der vernünftige Christ nicht urtheilen; denn in seinen Augen sind alle gute Menschen einander gleich.

Sich selbst, und der Leitung seiner eignen Vernunft überlassen mußte jedes Volk in Ansehung seiner Religionsbegriffe den Weg einschlagen, der seiner individuellen Lage am angemessensten war. Häufige Irrthümer mußten zwar auf diesem Wege liegen, aber wo ist je eine menschliche Denkungsart, ein menschliches Lehrsystem

*) Lo! the poor Indian, whose untutor'd mind
Sees God in clouds and hears him in the wind,
Pope.

frem von Unvollkommenheit und Mängeln frey? Läßt sich die Gottheit herab, ihre Geschöpfe un- mittelbar zu erleuchten, dann muß freylich lautere Wahrheit und Ueberzeugung unter den Menschen Platz nehmen; so lange aber dieses nicht geschieht, bleibt Unwissenheit unvermeidlich, aber auch eben deswegen verzeihlich.

Keine Religion ist sich immer gleich, und unveränderlich. Die Vernunft kann uns keine festbestimmten Regeln für das äußerliche des Gottesdienstes geben, welches daher immerfort verschiedener Formen fähig und der Willkühr derjenigen, welche das Volk regierten und leiteten, unterworfen war. Die wesentlichen Religionsbegriffe hingegen sind sich überall gleich. Könnten wir den Stolz und Eigendünkel ablegen, welcher nur allzuoft aus der blinden Anhänglichkeit an unsern Meinungen entspringt; könnten wir mit der Wurzel ausrotten den Haß, welcher so allgemein zwischen den Anhängern verschiedner Religionsmeinungen herrscht, so würde sich uns die Religion in ihrer ursprünglichen Schönheit und Wohlthätigkeit zeigen; Vorurtheil, Aberglauben und Schwärmerei würden denn nicht mehr unter dem Schein eines heiligen Eifers für die Ehre Gottes Verfolgung und Religionswuth unter den Menschen erregen. — Wenn sich der Indianer vor der auf-



gehenden Sonne niederwirft, wenn sich der Muselman im Gebet gegen das Grab seines Propheten kehrt, und wenn der Christ seinen ewigen unsichtbaren Schöpfer anruft, werden sie nicht alle von gleichem Erlebe, von Ehrfurcht gegen die Gottheit beseelt? Zwar ist das äußerliche der Religion in vielen Ländern durch mancherlei widersinnige und unvernünftige Gebräuche verunstaltet, sollten wir aber deswegen ein ganzes Volk hassen, weil es im Rath der Vorsehung beschlossen ist, daß es in seiner Unwissenheit beharre? Sollten wir es verfolgen, wenn seine Absichten gut und untadlich sind! der Mensch hat keine angebornen Begriffe vom Guten und Bösen, von Tugend und Laster, er lernt den Unterschied zwischen beiden erst durch den Umgang mit andern Menschen, nicht durch ein eigenthümliches instinkartiges Gefühl kennen. Wäre dieses nicht, so müßte sich der Mensch überall gleich seyn; in allen Ländern müßte man denn Kannibalen und Menschenfresser antreffen, oder im Gegentheil, die Erde müßte mit lauter großmüthigen edelgesinnten und tugendhaften Menschen bevölkert seyn.

Bernunft und Menschenliebe überzeugen uns demnach, daß jeder Mensch berechtigt ist, sein Gewissen allein zur Richtschnur seiner Grundsätze zu wählen; daß nur solche Handlungen und Meinungen strafwürdig sind, welche die Ruhe der

Bürgerlichen Gesellschaft stöhren, und daß wir als so kein Recht haben, diejenigen zu verdammen, welche keiner besondern göttlichen Offenbarung gewürdigt worden, und folglich auch von der Wahrheit der christlichen Religion, die ihnen unbekannt ist, nicht überzeugt seyn können.

„Laß immerhin gefühllose Eiferer für Glaubensmeinungen kämpfen; — wer edel und rechtschaffen ist, dessen Religion kann unmöglich verdammungswürdig seyn.“ *)

Der heilige Augustin selbst, der doch sonst seiner Duldsamkeit wegen nicht sehr berühmt ist, gesteht dennoch an einem Orte; „Gott habe zwar den Römern, da sie Heiden gewesen, den Himmel nicht öffnen können, weil sie aber tugendhaft gelebt hätten, so habe er ihnen die Herrschaft der Welt eingeräumt.“ **)

D 2

*) For modes of faith let graceless zealots fight,
His can't be wrong, whose life is in the right.

Pope.

**) In diesem Ausspruche des H. Augustin sehe ich doch in der That wenig oder gar keine Duldsamkeit. Vielmehr ist selbiger des Mannes ganz würdig, der so bereitwillig war, alle Tugenden der Heiden splendida peccata zu nennen. Dann ist der Satz, die tugendhaften Heiden konnten nicht Erben des Himmels werden u. s. w. in der Sprache eines Aus

Zehntes Fragment.

Die Geschichte verschiedener Länder und Nationen, welche ich nunmehr der Betrachtung meiner Leser vorlegen will, wird, wie ich hoffe, dasjenige, was ich in den vorigen Abschnitten behauptet habe, hinlänglich bestätigen. Wir werden hier ganz verschiedne Völker, und bei jedem von selbstgen eine Religion, aber diese bei keinem einzigen ganz rein und unverfälscht finden.

Die Sataren sollen den Anfang machen; ein Volk, das die erste Stelle um destomehr verdient, da es seine Eroberungen so weit ausgebreitet, so große Reiche gestiftet, und in allen Zeiträumen der Geschichte eine so wichtige und ausgezeichnete Rolle gespielt hat. Um sich hiervon zu überzeugen

gustins nicht eben so viel, als wenn er sagte: diese Leute mußten aller ihrer Tugenden ohne geachtet, bloß deswegen, weil sie Heiden waren, ewig verdammt werden, und für ihre guten Handlungen empfangen sie zum irdischen Lohne von Gott die Herrschaft der Welt? Wie konnte man je die Gotteslästerung in solchen Aussprüchen so sehr verkennen, daß man sogar durch selbige die Ehre Gottes und der christlichen Religion, die fürwahr einer solchen Rechtfertigung gar nicht bedurfte, zu vertheidigen und zu handhaben gedachte?

gen darf man nicht gerade in die ältesten Zeiten zurückgehen, man darf sich nur erinnern, daß es Tatarische Völkerschaften waren, welche das Römische Reich zerstörten, China eroberten und die Mogolischen Staaten, Persien, und viele andre große Länder in Europa, Asia und Afrika sich unterwarfen.

Die Tatarn stammen, ihrem Vorgeben nach, von Japhets ältestem Sohne, den sie Turk nennen, ab. Ihren Namen haben sie jedoch nicht von diesem erhalten, sondern von einem Sohne des Alanza: Chan, der seine Besitzungen zwischen seine beiden ältesten Söhne, Tatar und Mongul theilte. Das Land, welches wir heut zu Tage die Tatarei nennen, hieß vor Zeiten Szythien, und bestand aus sehr vielen kleinern Staaten; heut zu Tage ist es zum Theil unabhängig, zum Theil aber China und Rußland unterworfen.

Die Einwohner dieses ungeheuern, und in vielen Gegenden sehr fruchtbaren Erdstrichs waren von jeher und sind noch jetzt, rohe, unwissende, aber glückliche Naturmenschen. Ihren Unterhalt giebt ihnen die Jagd, der Fischfang und die Milch ihrer Heerden: sie treiben keinen Ackerbau, und führen immerfort ein unstätes herumschweifendes Leben. Sie verehren ein einziges höchstes Wesen und ihre Moral ist sehr reich an edeln und vortreflichen Grundsätzen. Besonders

aber zeichnen sie sich durch ihre Unterwürfigkeit gegen den großen Lama, einen Priesterfürsten aus, der in allen Religionsangelegenheiten unumschränkte Gewalt ausübt, und vielleicht über mehrere Gewissen, als sonst ein Priester auf der ganzen Erde, herrscht. Er residirt zu Putali; und hat in dem weiten Bezirk seines geistlichen Gebietes eine Menge andrer Lamam unter sich, welche zum Theil, so wie zum Beispiel der Dalai Lama, zu Tibeth oder Boutam, bleibende Residenzen, und die höchste Gewalt in geistlichen sowohl als weltlichen Sachen haben.

Man hat lange Zeit behauptet, der große Lama lasse sich nie von Fremden sehen; allein durch neuere Reisebeschreiber wissen wir, daß dieses Vorgeben ungegründet ist, und daß er wirklich Abgesandte auswärtiger Fürsten und vornehme Reisende vor sich läßt. Um das göttliche Ansehen, in welchem er bei dem Volke steht, aufrecht zu erhalten, ist es allerdings nothwendig jede allzugenaue Untersuchung seiner Person und seines Betragens zu verhüten. Aus dieser Ursache zeigt er sich auch seinen Unterthanen nur sehr selten; denn es könnte sonst leicht entdeckt werden, daß seine vorgebliche Unsterblichkeit ein Betrug sey.

Man hat eine Menge der lächerlichsten Mährchen von dem großen Lama erzählt, welche kaum eine Widerlegung verdienen. Dahin gehört z. B.

die Erzählung, daß es gewöhnlich sey, seine Extremente den Andächtigen für eine große Summe Gelds als heilige Reliquien zu verkaufen. So allgemein man auch diese Erzählung für wahr hält, so ist sie doch in meinen Augen allzuabgeschmackt, als daß sie wahrscheinlich seyn könnte. War sie aber auch gegründet, so könnte man ja allenfalls auch aus der christlichen Kirchen- und Religionsgeschichte ähnliche Beispiele anführen. Der heilige Chrysostomus erzählt, daß man zu seiner Zeit sehr viele andächtige Personen aus den entferntesten Gegenden der Erde nach Arabien zu dem Misthaufen habe wallfahrten sehen, auf welchem Hiob ehemals, als er mit Aussatz geschlagen worden, gefressen haben sollte. Er setzt hinzu, diese fromme Wallfahrt habe den Pilgrimen ungemein großen Nutzen gewährt, und ihren Geist mit den trefflichsten philosophischen Grundsätzen bereichert. Das ist doch, dünkt mich, eine Andacht, welche der religiösen Ehrfurcht gegen die Extremente des großen Lama nicht viel nachgiebt; und wenn diese letztern eben so große Dinge als Hiobs Misthaufen leisten können, so muß man gestehen, daß auch die kleinste Portion derselben ein unschätzbares Kleinod sey, und um keinen Preis zu theuer erkaufte werde.

Fünftes Fragment.

Die Ehrfurcht, welche dem großen Lama der Ruf seiner Unsterblichkeit erwirbt, erhält durch die Allwissenheit, die man ihm ebenfalls zuschreibt, noch ein größeres Gewicht. Bey diesen Vorzügen behauptet er sich ohne alle Widerrede und ohne die geringste Unbequemlichkeit. Wenn er stirbt (denn sein Körper ist, selbst nach dem eignen Geständniß seiner Anhänger, nicht unverweslich) so geht seine Seele in den Körper eines schönen Jünglings über, welcher gewisse, den Geistlichen allein bekannte Merkmale an sich hat. Die Seele dieses Jünglings wird von des Lama Seele aus ihrer Behausung ausgetrieben und letztere bleibt im ruhigen Besitze ihres neuen Wohnorts so lange, bis die unvermeidliche Hinfälligkeit desselben sie früher oder später nöthigt, von neuem einen andern Körper zu beziehen. Man hat um die Stelle des Lama zu besetzen, immer einige junge Leute in Bereitschaft, welche insgeheim erzogen werden, und so wird oft ein Jüngling, wie weiland David, von der Heerde seines Vaters abgerufen, um der oberste Fürst und Priester seiner Landsleute zu seyn.

Alle Tatarische Stämme, welche zwischen der Wolga, und der großen Chinesischen Mauer

wohnen, heißen mit einem gemeinschaftlichen Namen Kalmücken. Sie haben durchgängig gleiche Bildung, Sprache und Religion, obgleich die gesetzliche Verfassung nicht in allen Horden die nämliche ist, und auch ihre Sitten und Gebräuche, wie man bey einer so weit ausgebreiteten Völkerschaft leicht vermuthen kann, sehr verschieden sind, je nachdem sie gesittete Nationen zu Nachbarn haben, oder von dem Umgange mit selbigen durch weite Entfernung ausgeschlossen sind.

Die wilden Tataru leben beständig unter Zelten; diejenigen, welche in der Kultur etwas weiter vorgeückt sind, haben Häuser, die auf Räder gesetzt sind, und von einem Orte zu dem andern fortgeführt werden können. Diese Häuser sind wohl zwanzig bis dreißig Fuß lang, lustig, geräumig, und für alle Jahreszeiten bequem eingerichtet. Die Wohnungen der Frauenzimmer sind sehr zierlich gebaut, und so schön meublirt, als es nur dieses Volkes geringe Bekanntschaft mit den Künsten erlaubt. — Ein reicher Tatar führt oft mehrere hundert bewegliche Häuser mit sich.

Die wohlhabenden Tataru kleiden sich sehr kostbar. Ihre Sommerkleidung ist aus den schönsten Persischen und Indianischen Seidenstoffen gefertigt, und im Winter tragen sie die seltensten und theuersten Pelze, die sie nur aus den nördlichen Ländern Asiens bekommen können. Ihre

Geinüthsart ist überhaupt genommen sehr gut. Mord, Verrätherci u. s. w. werden nach ihren Gesezen eben so, wie in Europa, mit dem Tode bestraft; und die Gerechtigkeit wird mit der strengsten Unpartheilichkeit gehandhabt.

Obgleich die Tatarn ein unstätes Leben führen, und beständig von einem Orte zum andern ziehen, so haben sie doch immer eine Menge Weiber bei sich. Die Vielweiberei ist nach ihren Sitten erlaubt; die Frau aber, welche ihr Mann zuerst geheirathet hat, geht allen übrigen im Range vor. Ganz wider die Gewohnheit anderer Nationen, bei welchen die Vielweiberei eingeführt ist, wissen die Tatarn nichts von Harems und Einsperrung ihrer Weiber; diese genießen vielmehr ihrer völligen Freiheit, und sehr selten geschieht es, daß sie dieses Zutrauen, welches man zu ihnen hat, mißbrauchen. Es ist eine sehr sonderbare aber allgemein eingeführte Gewohnheit bei diesem Volke, daß sich jeder Sohn nach dem Tode seines Vaters, unter den Wittwen desselben, (mit Ausnahme seiner eignen Mutter) eine oder mehrere Frauen wählt, welche ihn, selbst wider ihren Willen, zu heirathen gezwungen sind.

Das Schicksal der Tatarischen Frauenzimmer ist jedoch keinesweges beneidenswürdig. Folgende Stelle aus Gibbons Geschichte des Untergangs und der Zerstörung des Römischen Reichs,

schilbert die Situation sehr gut, in welcher sich ein unter gesitteten Nationen erzogenes Frauenzimmer befinden würde, wenn es das Unglück hätte, unter die Tataren zu gerathen. „Eine Anzahl der schönsten Chinesischen Mädchen, wurde, wie Gibbon erzählt, jährlich den rauhen Annahmungen der Hunnen als ein vertragmäßiger Tribut aufgeopfert. Das Schicksal dieser unglücklichen Geschöpfe finden wir in den Versen einer Chinesischen Prinzessin sehr rührend beschrieben, welche klagt, daß ihre Aeltern sie weit von sich verbannt, und mit einem barbarischen Manne vermählt hätten. Sie beschwert sich, daß ihre einzige Nahrung rohes Fleisch, ihr Getränk ein wenig Milch, ein Zelt ihre Wohnung sey, und wünscht sich im Ausbruch ungekünstelter Wehmuth, ein Vogel zu seyn, um in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren zu können.“

Aus der zahllosen Menschenmenge, welche von Szythien aus alle südliche Länder überschwemmete, läßt sich dem ersten Anschein nach ein Beweis für den Satz hernehmen, daß die Vielweiberei die Bevölkerung befördere, und mithin dem Wohl der Staaten zuträglich sey. Allein die Wahrheit dieser Behauptung läßt sich aus vielen andern und gewiß nicht unwichtigen Gründen bezweifeln, da wo jeder Mann nur eine Frau hat, da steht die Anzahl beider Geschlechter ordent-

herweise im Gleichgewicht, da hingegen in allen solchen Ländern, wo die Vielweiberei eingeführt ist, das weibliche Geschlecht zahlreicher zu seyn pflegt. Dies sieht man in Indien, China, und in der Tatarei. Die physische Ursache, welche man hievon angiebt, ist nicht unwahrscheinlich. Die Naturforscher wollen bemerkt haben, daß die Produkte der Zeugung das Geschlecht desjenigen von den beiderseitigen Aeltern annehmen, dessen körperliche Beschaffenheit die stärkste und gesundeste ist *). Nun ist es aber ganz gewiß, daß die Geschlechtslust, wenn sie zwischen mehrere Gegenstände getheilt ist, auch den stärksten Mann entkräften muß, und folglich werden auch die Weiber in China, Indien, u. s. w. eine viel muntere und minder geschwächte Konstitution als die Männer haben müssen. Die Vielweiberei muß also nothwendig der Vermehrung des männlichen Geschlechts hinderlich und nachtheilig seyn. In Europa, wo die Vielweiberei nicht erlaubt ist, steht die Anzahl beider Geschlechter beinahe im Gleichgewicht, und die Zahl der Männer verhält

*) Dieser Satz scheint sich gleichwohl weder mit der Theorie der präformirten Keime, noch mit dem System derjenigen, welche die Zeugung durch den Bildungstrieb erklären, zu vertragen.

sich zu der Zahl der Weiber beinahe wie 106 zu 108. Dieses scheint den eigentlichen Absichten der Natur vollkommen gemäß zu seyn; denn da die Weiber für die Männer bestimmt, und um ihrentwillen da sind, da die Natur von den zufälligen Vorzügen, von der Verschiedenheit des Vermögens und Ranges, welche zuerst zu Einführung der Vielweiberei Gelegenheit gegeben hat, nichts weiß, so sollte auch überall die Vertheilung der Weiber unter die Männer gleichmäßig seyn, und jeder, der Reiche sowohl als der Arme, seine Gattinn haben. Das Monopol der Schönheit, welches sich in Ländern, wo die Vielweiberei herrscht, die Reichen zugeeignet haben, ist eine strafbare Ungerechtigkeit und ein wahrer Raub. Allgemeiner Wohlstand, bürgerliche Sicherheit, und zahlreiche Bevölkerung kann nur bei einem freien Volke und bei uneingeschränkter Gültigkeit der natürlichen Rechte, welche beide Geschlechter an einander haben, statt finden.

So nachtheilig und widernatürlich aber auch die Vielweiberei an sich ist, so muß man ihr doch, in jeder Rücksicht, den Vorzug vor der Vielmännerei zugestehen. Daß ein Mann viele Weiber habe, läßt sich doch noch einigermaßen rechtfertigen; aber daß ein Weib mehrere Männer neben einander habe, ist ganz unnatürlich. Zum Glück für die Erhaltung des Menschengeschlechts ist die

Vielmännerei heut zu Tage sehr selten. Sibirien und Afghanistan sind meines Wissens die einzigen Länder, wo sie noch statt findet; in vorigen Zeiten aber war sie viel gemeiner. In Medien herrschte die Vielmännerei so allgemein, daß eine Frau, die weniger als fünf Männer hatte, verachtet wurde. Selbst in Britanien gab es ehedem Weiber, die kein Bedenken trugen sich ein ganzes Duzend Männer zuzulegen.

Zwölftes Fragment.

Die Tatarei liegt mitten zwischen den größten Reichen der bekannten Welt, Rußland, China, und dem Mogolischen Reiche. Der Chan: Taischah, oder, wie wir ihn immer nennen, der große Tartarchan, ist das Oberhaupt aller Kalmückischen Stämme.

Es ist ungewiß, ob die Kalmücken ehedem Kultivirter gewesen seyn mögen, als sie jetzt sind. Alle Nationen sind dem Wechsel unterworfen; die eine steigt, die andre fällt; der Ruin der einen und die Zerstörung ihrer Macht zieht gemeinlich die Aufnahme und den Flor einer andern nach sich, und so wird auch die Nationen, welche jetzt den höchsten Gipfel ihrer Macht und ihres Ruhms erreicht haben, dereinst das Loos des Untergangs und der Vergessenheit treffen, indessen

vielleicht andere, an die wir jetzt kaum denken, oder die wir verachten, das Haupt emporheben werden.

„Der Mensch gleicht dem Laube der Bäume, das jetzt grünt, und darn hinwegft. Der Frühling bekleidet die Wälder mit neuem Laube, aber auch dieses fällt, und wird zu feiner Zeit wieder erneuert. So erftirbt ein Gefchlecht nach dem andern; fo wechfeln Entftehung und Untergang immerfort mit einander ab.“

So viel ift gewiß, daß man in der Tatarei viele Denkmäler antrifft, derer Alter fich nicht beftimmen läßt. Man hat hin und wieder in alten Kalmückifchen Gräbern künstliche Arbeiten von Metall und Edelsteine gefunden, welche deutlich beweifen, daß diese Nation ehemals ziemlich kultivirt, und mit den Künften nicht unbekannt gewesen feyn müffe.

Die heutigen Kalmücken find ein ziemlich rohes, aber doch dabei gastfreies und gutartiges Volk. Ihre herumfchweifende Lebensart macht große Fortfchritte in der Kultur unmöglich; fie find zufrieden mit dem was fie haben, und wachfam für die Erhaltung ihrer Freiheit. Was bei uns Bequemlichkeit und Luxus heißt, das nennen fie Sklaverei und Einschränkung. Nichts kann fie überzeugen, daß ein Mensch glücklich feyn köns

ne, der an einen bestimmten Wohnort gebunden ist, und es ist ihnen weit behaglicher mit ihren Heerden und allem was sie haben, von Ort zu Ort herumzuwandern.

So einfach und ungekünstelt übrigens die Sitten der Tatarischen Völkerschaften sind, und so günstig auch das Vorurtheil ist, welches selbige für ihre Menschlichkeit erregen, so haben sie doch einige höchst barbarische und unmenschliche Gewohnheiten. Dahin gehört vornehmlich diese, daß sie alle Kranke und Lahme in kleinen Hütten an den Ufern der Flüsse aussetzen und sie, nachdem sie ihnen noch einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln gegeben, ihrem Schicksal überlassen, ohne sich nachher je wieder um sie zu bekümmern. Hierin handeln die Kalmärken wirklich noch grausamer als die amerikanischen Wilden. Denn ob es gleich bei diesen letztern gewöhnlich ist, alte oder schwache Aeltern und Verwandte zu tödten, so ist das doch, nach Amerikanischen Begriffen, ein Werk der Barmherzigkeit, und es würde hingegen selbst in den Augen dieser Wilden unmenschlich seyn, dergleichen Menschen, die sich selbst nicht helfen können, hülflos ihrem Verderben zu überlassen.

Wenn die Gewohnheit der Tatarn, franke und gebrechliche Personen aus der Gesellschaft zu verbannen und auszusetzen, unsern gerechten Absichten

scheu verdient, so sind dagegen viele von ihren übrigen Handlungen unsers ganzen Beifalls würdig. Dahin gehört besonders ihre Zärtlichkeit und Achtung gegen das andre Geschlecht. Die Tatarischen Frauenzimmer werden nicht so wie in Europa ehedem, und noch jetzt in vielen Ländern der übrigen drei Welttheile, wie Sklavinnen behandelt, und zu der härtesten Arbeit angehalten; vielmehr begegnet man ihnen liebevoll, und die häuslichen Geschäfte, welche sie zu verrichten haben, sind den Kräften ihres Geschlechts angemessen. Dies zeigt schon einen gewissen Grad von Kultur und Sittenverfeinerung an; denn nichts kann wohl unedler und für die Menschheit erniedrigender seyn, als der Mißbrauch der überlegnen Stärke und der Oberherrschaft, dessen sich die Männer hin und wieder in Rücksicht auf das schwächere aber liebenswürdige weibliche Geschlecht schuldig gemacht haben. — Unser eignes Gefühl muß sich gegen die Härte empören, mit welcher man nach dem Zeugniß vieler Reisebeschreiber dem weiblichen Geschlechte in verschiedenen Ländern begegnet. Fürs wahr, dieses Geschlecht verdient unser ganzes Mitleid. Nicht genug, daß es von der Natur zu so mancherlei Krankheiten und Schwächen, und zu den Geburtsschmerzen, die es erdulden muß um einer undankbaren Nachkommenschaft das Da-

fern zu geben, verdammt ist, wird es auch nicht
 selten von den Männern geringgeschätzt, und zu
 den niedrigsten härtesten Diensten gemißbraucht.
 Der Mann, der sich einer solchen despotischen Ges-
 walt über sein Weib anmaßt, verkennt seinen eig-
 nen Vortheil. So weit kann er es zwar wohl
 durch Zwang und Gewalt bringen, daß sie ihm
 blinden Gehorsam leihe: aber wird er sich auch ei-
 nes zärtlichen Blicks von ihr, wird er sich der ins-
 nigen Theilnehmung an seinem Glück und Un-
 glück, der Sympathie des Herzens und all der
 süßen Empfindungen erfreuen können, welche nur
 bei einer freien ungezwungenen Verbindung beider
 Geschlechter und bei einer verfeinerten Liebe statt
 finden kann? Diese letztere allein kann dem Man-
 ne den Werth der Gehülfin, welche ihm die Nas-
 tur zugesellte, recht fühlbar machen; sie allein
 kann ihn überzeugen, daß das Weib der Schöp-
 fung Meisterstück sey, daß sie seine ganze Liebe
 und Achtung verdiene. Ein Weib, das uns aus
 eigener Reizung ihres Herzens nicht aus Sclaven-
 pflicht, sondern frei und ungezwungen liebt, kann
 uns für alle Unvollkommenheiten dieser Erde ent-
 schädigen, und uns gewöhnen, in ihr und um
 ihrentwillen die ganze Schöpfung mit allgemei-
 ner Liebe und Wohlwollen zu umfassen. Der
 Mann wird dadurch, daß er den unrechtmäßigen
 Ansprüchen auf eine Obergewalt, welche ihm

nicht zukommt, entsagt, ein mächtiges Hinderniß seiner Zufriedenheit aus dem Wege räumen, und sich das Zutrauen und die zärtliche Theilnehmung seiner Gattin erwerben, die das Band der Dankbarkeit und der reinsten Liebe an ihn fesselt.

„Die Macht der Freundschaft äußert sich in gegenseitiger Achtung, unaussprechlicher Sehnsucht dem Freunde zu gefallen, und Sympathie der Seelen; wenn Gedanke dem Gedanken begegnet, und immerfort mit gränzenlosen Vertrauen der Wunsch des einen den andern zuvorkommt. Nichts als Liebe kann Liebe vergelten, und Menschenglück dauerhaft machen.“ *)

Dreizehntes Fragment.

Von der Tatarei wende ich mich nunmehr nach China. Dieses ungeheure Reich gränzt gegen Süs

E 2

- *) Where friendship full exerts her softest power,
 Perfect esteem enliven'd by desire
 Ineffable, and Sympathy of souls;
 Thought meeting thought, and will preventing will
 With boundless confidence; for nought but love
 Can answer love and render blifs secure.

Thomson.

den an Indien, gegen Norden an die Russische Tatarei, gegen Morgen an das stille Meer, und gegen Abend an Libeth. Der grösseste Theil der östlichen Küste Asiens steht unter Chinesischem Scepter, und in vorigen Zeiten waren selbst auch Japan, die Halbinsel Korea, Tunkin, Cochinchina, Siam und Pegu unterworfen.

Die Regierungsform in China ist monarchisch. Kein anderer Fürst auf der Welt hat eine so unumschränkte Gewalt als der Chinesische Kaiser, und vielleicht wird auch keiner von seinen Unterthanen mehr geliebt und verehrt. Man sieht ihn für den Vater seines Volks an, und dieses ist auch der gewöhnliche Titel, den ihm seine Unterthanen geben. An den Geschäften dieser großen Familie, wovon jedes Mitglied derselben einen Theil verwaltet, muß auch der Kaiser Antheil nehmen. Er ist verpflichtet über die Angelegenheiten jeder Provinz die Oberaufsicht zu haben. Seine Untersuchung des innern Zustands der Provinzen ist an keine bestimmte Ordnung gebunden; keine Provinz kann die Zeit wissen, wenn sie von ihrem Fürsten wird zur Rechenschaft gezogen werden; und diese Anstalt hat natürlicherweise die glückliche Wirkung, daß man immer auf seiner Hut ist, und streng auf die Befolgung der Reichsgesetze hält.

Die chinesische Municipalverfassung ist so beschaffen, daß dadurch die obrigkeitlichen Untersuchungen sehr erleichtert werden. Jede Provinz und jede Stadt muß Jahr aus Jahr ein alle wichtige Vorfälle protokolliren. Diese Register oder Protokolle sind in gewisse Rubriken abgetheilt. Die eine enthält die Verbesserungen in der Landwirtschaft, in dem Manufaktur- und Fabrikwesen, in Wissenschaften und Künsten; eine andre ist den Namen und merkwürdigen Lebensumständen berühmter Personen gewidmet; und eine dritte faßt das Tagebuch aller politischer Begebenheiten in sich. Durch diese Geschichte seines Volks wird der chinesische Kaiser in Stand gesetzt in einer jeden Provinz seines Reichs, sey sie auch noch so entfernt, die nöthigen Anstalten zu treffen: auch weigert er sich nicht die Beschwerden seiner Unterthanen, und ihre persönlichen Gegenstellungen gegen die von ihm gewählten Maassregeln anzuhören; denn so unumschränkt auch seine Gewalt ist, so wird ihm doch von Jugend an die Erinnerung eingeprägt, daß er sterblich und folglich der Gefahr zu irren ausgesetzt sey. Der freie Zutritt der Unterthanen zum Throne bringt außerordentlich große Vortheile; denn dadurch wird der Tyrannei und Habsucht der obrigkeitlichen Personen auch in den entferntesten Gegenden des Reichs Einhalt gethan; der Monarch

selbst wird an seine eignen Gesetze mehr gebunden, und daher ist es nicht ungewöhnlich, daß er in seinen öffentlichen Verordnungen den bisherigen Staatsmängeln und Beschwerden abzuhelpen verspricht.

Der chinesische Hof übertrifft an Glanz und Pracht alle europäische Höfe. In diesem Stücke haben die Monarchen von China ihre tatarische Abkunft verleugnet, ob sie gleich selbiger in vielen andern Stücken getreu geblieben sind, wie sie denn unter andern auch durchgehends eine außerordentliche Neigung zur Jagd haben, und derselben einen großen Theil der Zeit widmen, welche ihnen ihre Staatsgeschäfte übrig lassen. Große Striche Landes sind zu diesem Ende eingezäunt, und werden unangebaut gelassen, um einzig und allein zur Jagdbelustigung des Kaisers zu dienen.

Eine solche Beeinträchtigung der Rechte des Volks kann in einem so außerordentlich bevölkerten Reiche, wie China ist, wo sogar viele Einwohner aus Mangel an Raum auf dem festen Lande beständig in Fahrzeugen auf Flüssen und Seen leben müssen, nicht anders als höchst verderblich seyn. Außer dieser Einzäunung der kaiserlichen Forsten kenne ich doch keine Jagdanstalten, welche dem Volke in China zur Last fielen. Man hat dort noch nicht wie in vielen europäischen Ländern, verordnet, daß „jedermann, welches Staus

„des und Ranges er auch sey, der einen Hasen,
 „Phasan, Rebhun oder andres Wild tödte, oder sich
 „der Jagdhunde, des Schießgewehrs u. s. w. zu
 „diesem Ende bedient, beim ersten Betretungsfall
 „mit drei monatlichem Gefängniß, gestraft, und
 „bei Wiederholung des Verbrechens öffentlich eine
 „Stunde lang ausgepeitscht werden solle.“ *) Die
 Chineser haben noch immer zu viel Gerechtigkeits-
 liebe, und zu viel Achtung für die allgemein
 und unveräußerlichen Rechte der Menschheit, als
 daß sie sich so schändlicher Eingriffe in selbige
 schuldig machen sollten, welche man unter viel
 aufgeklärtern Nationen, und selbst in England,
 dem Lande der Freiheit, für erlaubt hält.

Der Kaiser von China wird, wie ich oben
 schon erwähnt habe, der Vater seines Volks ge-
 nannt, und dieses ist nicht etwa ein leerer Titel,
 oder eine bloße Schmeichelei; es ist die ehrenvolle
 Benennung, welche die Liebe des Volks den Mo-
 narchen seit der ersten Gründung des Reiches zu-

*) Zur Zeit Wilhelms des Eroberers, stach man
 demjenigen, der einen Hirsch, oder Hasen er-
 legte, die Augen aus; dahingegen ein an einem
 Menschen verübter Todschlag bloß mit ei-
 ner mäßigen Geldbuße bestraft wurde! Verf.
 (und noch in der letztern Hälfte dieses 13ten
 Jahrhunderts ließ ein deutscher Fürst die Wild-
 diebe auf lebendige Hirsche schmieden! Uebers.)

gestanden hat. In den ältesten Zeiten dieses ungeheuern Staates war das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern das Muster, nach welchem die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Regenten und Unterthanen bestimmt wurden. Der Monarch hatte als Vater seiner Unterthanen freie Macht und Gewalt alle Würden und Ehrenstellen zu vergeben, und an eine Erbfolge in Aemtern und Staatsbedienungen wurde noch gar nicht gedacht. Man gab nicht zu, daß eine besondere Klasse von Menschen, vielleicht ohne alles Verdienst und Fähigkeit, das ausschließende erbliche Recht zu Würden und Hoheit haben sollte; vielmehr glaubte man, es sey billig, daß jeder, der sich emporzuschwingen wollte, durch eigne Anstrengung sich Rang und Ansehen erwürbe. Noch heut zu Tage werden alle Ehrenstellen in China bloß auf Lebenszeit vergeben, keine derselben ist erblich, nur vorzügliche Talente und Tugenden machen wahlfähig, und man folgt überall dem Grundsatz, daß derjenige, der Ansehen und Macht haben will, selbige erst verdienen müsse.

Indessen wird doch in China die Ruhmbegierde des Staatsbürgers durch die traurige Betrachtung, daß er allein allen Vortheil von den Würden ziehen könne, die ihnen der Staat erteilt, keinesweges gehemmt; man hat vielmehr eine sehr weise Einrichtung getroffen, welche edle Menschen

eben so sehr und noch mehr, als wenn alle Titel und Aemter erblich wären, befriedigen, und zu rühmlichen Handlungen anreizen muß. Hier wird der Vater durch die Verdienste seines Sohns geadelt — eine Einrichtung, die ohnstreitig in der ganzen übrigen Welt nicht ihres Gleichen hat, und nicht ohne Grund bei unsren Philosophen Beifall findet.

Man hält die Erbllichkeit der Würden und Aemter für ungerecht, weil der Billigkeit gemäß nur durch persönliche Verdienste ein Mensch vor dem andern einen Vorzug erhalten könne. Ich will dieses nicht bestreiten; wenn man aber jenen Satz auch durch die natürliche Gleichheit aller Menschen beweisen will, so muß ich erinnern, daß eine vollkommne Gleichheit schwerlich jemals statt gefunden, oder, wenn sie je wirklich existirt hat, lauter Verwirrung und bürgerliche Unruhen nach sich gezogen habe.

So demüthigend übrigens ein erblicher Adel für die natürlichen Befugnisse der Menschheit seyn mag, so kann man doch nicht leugnen, daß er in gewissen Staaten seinen großen Nutzen hat, und sogar zum allgemeinen Besten unentbehrlich ist. In unumschränkten Monarchien gewährt er große Vortheile, in aristokratischen und vermischten Regierungen aber ist er zu Erhaltung öffentlicher Ruhe und Sicherheit ganz besonders noth-

wendig. Die Natur hat die Menschen nicht bestimmt hordenweis ohne Oberhaupt und Gesetze umher zu schweifen; es muß jemand seyn, der die Zügel der Regierung führe, und die Gesellschaft nach bestimmten Gesetzen, und unter dem Schuß derselben leite. Aus der Geschichte aller Nationen sehen wir, wie oft der erbliche Adel mit eben so viel Kühnheit als Glück dem Mißbrauch der königlichen Gewalt Einhalt gethan hat, wie oft er eine mächtige Vormauer gegen tyrannische Angriffe auf die Freiheit der Nationen gewesen ist. Weil die höchste Gewalt in monarchischen Staaten nur den Händen eines Einzigen anvertrauet werden kann, so hat man durch Erfahrung einsehen gelernt, daß es von großem Nutzen sey, einer besondern Klasse von Staatsbürgern gewisse vorzügliche Rechte einzuräumen, welche dadurch, daß sie erblich sind, der königlichen Gewalt das Gleichgewicht halten, und dem Mißbrauch derselben Einhalt thun.

Unleugbar ist es freilich, daß Würden und Ehrenstellen bei dieser Einrichtung sehr oft auf unwürdige Menschen vererbt werden; indessen läßt sich doch immer mit vielem Grunde erwarten, daß dergleichen Personen ihren Pflichten gegen den Staat wenigstens mit eben so vieler Treue nachkommen werden, als diejenigen, welche ihren Rang blos der Ehikane, oder der blinden Will-

für des Fürsten zu verdanken haben. In einem großen Staate kann man sich freilich keine Rechnung machen, alle verdienstvolle und geschickte Subjekte aus der ganzen Menge der Bürger herauszufinden; auch ist es nicht immer die Gabe der Fürsten, das Verdienst da, wo es ist, zu entdecken und hervorzuziehen. Mit einem Worte, die Erheblichkeit des Adels, und die vorzüglichen Glücksgüter, welche insgemein damit verbunden zu seyn pflegen, sind ein sehr wichtiges und wesentliches Ingrediens jedes wohleingerichteten monarchischen Staates. Personen von Stande, welche richtige Begriffe von Eigenthumsrecht und Freiheit, mit der Muttermilch, so zu sagen, eingesogen haben, müssen natürlicherweise beständig auf alle widerrechtliche Anmaßungen des Fürsten aufmerksam seyn, und indem sie für die Erhaltung ihrer eignen Vorrechte wachen, werden sie sich gewiß auch immer erinnern, daß die Rechte und Befugnisse der niedern Volksklassen ebenfalls durch die Gesetze geheiligt sind; und es ist also wohl ausgemacht, daß ein erblicher Adel seinen großen Nutzen hat, wofern nur dabei dem persönlichen Verdienst der Weg zu Ehrenstellen und Würden nicht ganz verschlossen ist.

Vierzehntes Fragment.

So wie man in China nichts von ausschließenden und an eine gewisse Klasse von Bürgern allein gebundenen Besitz weltlicher Aemter und Ehrestellen weiß, so pflegt man sich auch allen herrschsüchtigen Absichten und Unternehmungen der Priester standhaft zu widersetzen. Keine Nation hat vielleicht je so wenig Achtung gegen ihre Priester gehabt als die Chineser. Dieser Zug in dem Charakter der Chineser ist allerdings sehr sonderbar, und die Ursache desselben ist sehr schwer zu entdecken. In andern Ländern ist es nur allzugewöhnlich, daß sich unersättlicher Geiz und Herrschsucht unter der schmutzigen Kutte und scheinheiligen Miene der Mönche und Priester verbirgt, und oft hat man sich gesehen, die gefährlichen Anmaßungen der Geistlichkeit mit Gewalt zu hintertreiben: in China aber weiß man nichts von solchen Vorfällen. Seit den ältesten Zeiten ist daselbst die Priesterklasse von geringer Bedeutung gewesen; und die Tataren selbst, welche jetzt das Land beherrschen, haben sich sehr gehütet den Chinesern ihre Ehrfurcht gegen die Priester beizubringen. Man opfert selten und die Bonzen bekommen weder Zehnten noch Stolgebühren. Man füttert sie nicht so wie ihre Nach-

barn, die Lamen an der Chinesischen Gränze, für welche, wie Ides erzählt, die Mongolen und andre Tataru eine Menge von Kleidungsstücken und andern Geschenken an heiligen Bäumen aufhängen.

Die wenige Achtung, welche man in China für die Priester hat, kann allerdings gewissermaßen nützliche Folgen für den Staat haben. Dadurch wird besonders den Unruhen und Verfolgungen vorgebeugt, welche der Aberglaube, wenn er von mächtigen und herrschsüchtigen Priestern unterstützt wird, zu erregen pflegt. Die Chineser dulden alle Religionen, sie zwingen niemand gegen seine Ueberzeugung zu handeln, und das Ansehen ihrer Priester erstreckt sich nicht weiter als auf die Religionsgebräuche.

In diesem Stücke unterscheiden sich die Chineser sehr merklich von den Hindus, von welchen sie, ihrem Vorgeben nach, die vornehmsten Grundsätze ihrer Religion entlehnt haben. Man muß gestehen, daß diese Abweichung von ihren Lehrern allen Beifall verdient.

Die Religion der Chineser gründet sich hauptsächlich auf die Sittensprüche des Weltweisen Kon, fu, tse', dessen Schriften, welche er selbst aus dem Unterricht der Brahmanen geschöpft zu haben gesteht, für seine Nation ein allgemeines Repertorium der Wissenschaften sind. Dieser Mann

folll fünfshundert Jahr vor Christi Geburt gelebt haben; noch jetzt zollt man seinem Andenken Liebe und Hochachtung, und seine Schriften werden in China sowohl als in verschiednen angrenzenden Ländern wie ein unschätzbares Kleinod sorgfältig aufbewahrt. Die Dankbarkeit gegen ihn schränkt sich nicht blos auf seine Nachkommen ein; selbst das Haus, in welchem er gewohnt hat, ist ein Gegenstand der allgemeinen Ehrfurcht. *)

Unbegrenzte Liebe zur Tugend und zu seinen Brüdern, den Menschen, war die Quelle, aus welcher Kon-fu-tse die wesentlichsten Grundsätze seiner Lehre schöpfte; nie gab er sich für einen Propheten aus, nie affectirte er göttliche Eingebungen; gesunde Vernunft war das einzige Mittel, dessen er sich zur Ueberzeugung seiner Zeitgenossen bediente. „Die Vernunft, sagte er, ist ein Funke der Gottheit; Natur und Vernunft regieren

*) Fast eben so war Pindars Andenken den Griechen heilig. Alexander der Große gab, als er Theben erobert hatte, ausdrückliche Befehle Pindars Haus und Familie zu verschonen. Schon vor ihm hatten die Lacedämonier ein ähnliches Betragen beobachtet; denn als sie Böotien plünderten und Theben einäscherten, wurden an die Hausthüre des Dichters folgende Worte geschrieben: „hütet euch dieses Haus zu verbrennen — Pindar bewohnte es einst!“

„die ganze Welt. Religionen, welche diesen Grund-
 „gesetzen zuwider sind, können unmöglich göttli-
 „ches Ursprungs seyn.“

Die Jahrbücher der Chineser beweisen, daß dieses Volk seit undenklichen Zeiten das Daseyn eines einzigen allmächtigen und allgegenwärtigen Gottes anerkannt habe. Zwar scheint der Götzen- dienst in diesem Reiche zu herrschen; allein welche Religion ist wohl je in allen Perioden ihrer Exi- stenz vom Götzendienst ganz frey gewesen? *) Man sagt, es gebe in China sehr viel Got- tesleugner. Ich will die Wahrheit dieses Vor- gebens nicht weiter untersuchen, so wie ich auch unentschieden lasse, ob es wahr sey, daß vie- le Chineser die Lehre von zukünftigen Belohnun- gen und Strafen verspotten. Der Gedanke, daß der größte Theil irgend eines Volkes dem Atheis-

*) Diese Bemerkung kann die Chineser, im Fall sie jemals des Daseyn eines einzigen Gottes anerkannt haben, (woran ich jedoch sehr zweifle) schwerlich entschuldigen. Man kann sich unmöglich eine vortheilhafte Vorstel- lung von dem Verstande und der Aufklärung eines Volks machen, welches von der reinen Naturreligion zur Vielgötterei übergeht; viel eher noch kann ein Volk, dessen Religion von jeher der Polytheismus war, in beträchtli- chem Grade aufgeklärt seyn.

mus ergeben sey, ist zu fürchterlich, als daß man sich ihn so leicht erlauben dürfte *). Der Kaiser

- *) Nicht deswegen gerade, weil diese Vorstellung fürchterlich und grausend ist, müßte sie auch in der That unwahr seyn. Aber falsch ist sie in Rücksicht auf die Chineser. Von praktischem Atheismus kann hier die Rede nicht seyn; denn in Rücksicht auf diesen möchte wohl leider! fast keine Nation der andern etwas vorzuwerfen haben. Der spekulative Atheismus aber setzt eine Fertigkeit in Grübeleien und spitzfindigen Trugschlüssen voraus, die man bei einem Volke, welches wie die Chineser, trotz aller glänzenden Schilderungen des Verfassers, noch sehr roh und unwissend ist, schwerlich jemals finden möchte. Zur Noth ließe sich durch eine Reihe von Schlüssen und Folgerungen fast in allen außerchristlichen Religionen ein hinter ihrer Masse lauernder Atheismus und Spinozismus entdecken; auch hat man schon viel unnütze Versuche dieser Art gemacht. Zum Unglück hat man aber nicht bedacht, daß es eine ganz andre Frage sey, was dieses oder jenes Volk glaube, und ob, oder wie seine Glaubenssätze untereinander zusammenhängen? Es liegt nicht in der Natur des Menschen, besonders des rohen Menschen immer konsequent zu handeln, und noch weniger kann man annehmen, daß er sich immer des Zusammenhangs seiner Meinungen bewußt sey, und sie nach schulgerechten Schlüssen und Fol-

fer Rang; hi antwortete dem Missionair Fribelli, welcher ihn bereden wollte, ein Christ zu werden: „warum sollte ich das? Ich und meine Unterthanen verehren eben den Gott, an welchen die Christen glauben. Das ist genug. Wollte ich, der Beherrscher eines weitläufigen Reichs meine Religion ändern, so könnte dieses gefährliche Unruhen nach sich ziehen, welche zu verhüten meine erste Pflicht seyn muß.“ Diese Worte gehen keinen Gottesleugner zu erkennen. Gleichwohl erscheinen die Chineser als solche in den Missionsberichten verschiedner Jesuiten, und da, die katholischen Missionarien ausgenommen, sehr wenig Europäer Gelegenheit haben, den Grund dieser Vorstellung zu entdecken, so ist es nicht zu verwundern, daß sie so allgemein geworden ist. Doch wozu konnten nicht Rache und Unwillen die furchtbare und mächtige Gesellschaft Jesu verleiten? Die Landesverweisung, welche der Kaiser You-tschin gegen sie verhängte, war in ihren Augen ein unverzeihliches Verbrechen. Was er bei dieser Gelegenheit zu den Missionaren sagte, ist zu merkwürdig, als daß ich es hier unangeführt lassen sollte. „Was würdet ihr sagen, sprach er, wenn ich euch eine Schaar Bonzen und Lamen

Folgerungen, nach welchen sie ein Dritter beurtheilt, ordne.

Uebers.

„in euer Land schicken wollte, und wie würdet
 „ihr sie aufnehmen? Wenn ihr Mittel gefunden
 „habt, meinen Vater, Kaig: hi für euch einzunehmen,
 „nehmen, so dürft ihr doch nicht denken, daß
 „es euch bey mir eben so glücken werde. Ihr
 „geht darauf aus, daß ich und meine Unterthanen
 „eure Religion annehmen sollen; ich weiß
 „aber auch wohl, daß ihr keinen Gottesdienst dulden
 „würdet, der von dem eurigen verschieden
 „wäre. Und was sollte dann aus mir und meinem
 „Volke werden? Jetzt haben wir von euch
 „noch nichts zu fürchten, wenn aber erst eure
 „Schiffe bei tausenden den Weg in mein Land
 „gefunden hätten, so möchten Unruhen und Kriege
 „entstehen, welche unsrer aller Untergang nach
 „sich zögen.“ — Wenn diese Erklärung den Kaiser
 nicht des fürchterlichsten Bannfluchs schuldig machte,
 so muß man gestehen, daß die Jesuiten durch alle
 wider sie ergangne Verfolgungen nie zu Ausrufung
 des Anathema gereizt worden sind.

Fünfzehntes Fragment.

Ich habe schon oben die in China üblichen Provinzialregister erwähnt. Ueberdies ist daselbst auch noch die nützliche Gewohnheit eingeführt, das Jahr und den Tag der Geburt eines jeden männlichen

Kinder in ein eignes Register einzutragen. Auf diese Art kann man zu allen Zeiten die Macht und Stärke des Reichs und seiner Provinzen mit einem Blicke übersehen; und zu gleicher Zeit wird auch durch diese Anstalt die Vertheilung und Erhebung der Auflagen um ein großes erleichtert. Man hat in China eine allgemeine Kopfsteuer, welche jede Mannsperson vom achtzehnten Jahre an nach Verhältniß seines Vermögens *) entrichten muß. Wer achtzig Jahr alt wird, ist von dieser Abgabe frey, und wird von da an auf Kosten des Staates verpflegt.

Den Ruhm der Weisheit und des Scharfsinns, in welchem die Chineser stehen, haben sie größtentheils der bey ihnen üblichen Erziehungsart zu verdanken. Man lehrt sie nicht nur die Maximen des Kon, fu, tse, sondern man trägt auch insonderheit Sorge sie zu einem gesitteter und artigen Betragen, und zu allen den kleinen Höflichkeiten, welche im Umgange so sehr geschätzt werden, anzuhalten. Nächst diesem wird auch viel Zeit und Mühe auf die Erlernung der Sprache gewendet, die so schwer und weitläufig ist, daß das Studium derselben fast die ganze Lebenszeit eines Menschen wegnimmt. Poesie und Mus-

§ 2

*) Das wäre also mehr eine Vermögensteuer als eine Kopfsteuer zu nennen.

sik haben in diesem Lande wie eine beträchtliche Vollkommenheit erreicht, jene soll daselbst arm an Bildern und wahrem Dichterfeuer, diese aber, rauh, mistönend, und in ihren Modulationen äußerst einförmig seyn.

So unendlich groß auch die Verschiedenheit des Chinesischen Nationalcharakters von dem Griechischen und Römischen ist, so sind doch die Chineser für gymnastische Uebungen und Kampfspiele außerordentlich eingenommen. Ihre Neigung zu selbigen artet jedoch nie so wie bei den Griechen und Römern in Grausamkeit und Mordlust aus. — Sie finden auch sehr viel Vergnügen an Schauspielen und Marionetten; kurz alle ihre Zeitvertreibe sind darauf eingerichtet, sie bey fröhlichem Muthe zu erhalten, und mit ihrem Zustand und der Regierung zufrieden zu machen *).

*) Bougainville, und andre Reisebeschreiber schildern uns jedoch die chinesischen Schauspiele als die armseligsten und abgeschmacktesten Possen, die man sich nur denken kann. Die Chineser erscheinen auch in glaubwürdigen Berichten nirgends als ein heiteres und gutlauniges (good-humour'd) sondern vielmehr als ein trübsinniges und trauriges Volk. Possenspiele und grobsinnliche Lustbarkeiten sind auch in der That nicht das Mittel eine Nation aufzuheitern. Die alten Aegyptier hatten des

Die noch rohen und ungesitteten Tatarer mußten, als sie China eroberten, sehr bald wahrnehmen, daß ihre neuen Unterthanen an guten Sitten und weisen Einrichtungen ihnen sehr weit überlegen waren: und dieses bewog sie, die alte bürgerliche und Staatsverfassung der Chineser in ihrem ganzen Umfange beizubehalten. Anstatt dieses Volk zu Annehmung ihrer eignen Sitten und Gebräuche zu zwingen, wurden sie vielmehr selbst die Lehrlinge desselben, und lernten von ihren neuen Unterthanen die Kunst eine Oberherrschaft zu behaupten, welche ihnen nicht sowohl wesentliche Mängel in der Regierungs- und Staatsverfassung, als vielmehr Weichlichkeit und Muthlosigkeit des überwundenen Volks verschafft hatten. Die einzige Abänderung, welche sich die Tatarer erlaubten, war diese, daß sie die Staatsbedienungen mit lauter Subjekten aus ihrer eignen Nation besetzten, und Sorge trugen, daß nirgends ein Chineser in einem öffentlichen Amte, ohne einen tatarischen Kollegen zur Seite zu haben, angestellt bliebe. Diese Veranstaltung war sehr klug, und den Grundsätzen der Regierungskunst vollkommen angemessen. Die Chineser waren von jeher in der Wahl ihrer obrigkeitlichen Personen

ren genug, und blieben doch immer düstere melancholische Menschen.

Uebers.

aufferordentlich behutsam gewesen: immer waren bey jedem Kandidaten der Staatsbedienungen weitläufige Kenntnisse ein wesentliches Erforderniß zur Wahlfähigkeit gewesen, und niemand wurde in irgend einem Amte angestellt, der nicht zuvor der schärfsten Prüfung unterworfen worden war, und sich durch selbige einen Platz in der Gelehrtenklasse erworben hatte. In der That war auch bei dem ungeheuern Umfang des Reichs und bei der großen Entfernung der meisten Provinzen von der Residenz, eine strenge Auswahl in diesem Stücke sehr nothwendig.

In China hat jeder Staatsbediente bis auf den untersten herab in seinem Departement eine unumschränkte Gewalt. Die Statthalter der Provinzen sind in selbigen alleingebietende Könige. Demohngeachtet ist das Volk mit seinem Zustande zufrieden; selbst die Einwohner der niedrigsten Klassen haben hinreichende Nahrung und Kleidung *) und rühmen sich, nicht ohne allen Grund, das glücklichste Volk auf der Erde zu seyn. Im gesellschaftlichen Umgang sind sie äußerst höflich und gesittet, selten sieht man sie miss-

*) Und dennoch sollen, nach den glaubwürdigsten Berichten, täglich tausende der Einwohner Hungers sterben! Uebers.

müthig, und Wohlwollen und Gastfreiheit sind in allen Ständen verbreitet.

Ich weiß wohl, daß diese Schilderung von den Berichten einiger Reisebeschreiber sehr merklich abweicht; allein ist es wohl billig einer ganzen Nation die Betrügereien und Bedrückungen zur Last zu legen, welchen die Europäer in dem vornehmsten Hafen des Chinesischen Reichs zuweilen ausgesetzt gewesen sind? Diese Reisenden hätten zuvörderst einen Blick auf ihr eignes Vaterland zurückwerfen sollen, ehe sie sich anmaßen zu urtheilen und zu verdammen; so würden sie gefunden haben, daß Kanton nicht die einzige Handelsstadt in der Welt ist, wo Fremde sowohl als Einheimische betrogen und übervorthelt werden.

Die Missionarien, welchen ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und ihr Amt freien Zutritt in China verstatteten, und die Abgesandten fremder Höfe, welche nebst ihrem Gefolge dieses Land besuchten, haben uns eine Schilderung von dem Nationalcharakter der Chineser entworfen, welche mit der meinigen, die ich hier gegeben habe, vollkommen übereinstimmt; was mich aber am meisten in diesem meinen Urtheil bestätigt, ist die Nachricht, welche ich von einem Bekannten, der aus Caschmir gebürtig war, erhalten habe. Dies

fer Mann, welcher in der Kleidung und unter dem Namen eines Chinesischen Kaufmanns eine zehnjährige Reise durch das ganze Land gemacht hatte, sprach sehr vortheilhaft von den Chinesern, und versicherte niemals um die geringste Summe betrogen worden zu seyn. Von Erpressungen und despotischem Zwange wußte er nichts zu sagen: er war nach eigenem Gefallen überall, wohin er nur wollte, umhergereist, ohne irgendwo unter Mörder und Räuber zu gerathen; und hatte überall so viel Gefälligkeit von den Einwohnern genossen, daß er sich des Umgangs mit ihnen noch immer mit Dankbarkeit und Vergnügen erinnerte. — Ohnstreitig hat man also wohl Unrecht gethan, den Charakter der Chineser mit so gehässigen Farben zu mahlen, obgleich auch nicht zu leugnen ist, daß andre Schriftsteller dieser Nation zuweilen ein übertriebnes Lob ertheilt, und ihr schimmernde Tugenden, welche sie wirklich nicht besitzt, angedichtet haben.

Seit der ersten Erscheinung der Europäer in China hat ihnen die dasige Regierung aus sehr weisen Absichten den Zutritt in die innern Provinzen des Landes und die Anlegung eigener Kolonien zu verwehren gesucht. Der Charakter der Holländer und Portugiesen, welchen man unter der Hand aus einigen Nachrichten hatte kennen lernen, und das Schicksal Hindostans und des

Malabarischen Küsten hatte die Chineser hinlänglich überzeugt, daß man den fremden Kaufleuten, so freundschaftlich sie sich auch anstellten, nicht zu viel Freiheit gestatten dürfte, und daß es gefährlich seyn würde, wenn man ihnen einmal erlauben wollte, festen Fuß zu fassen. Man faßte daher den Entschluß, die Fremdlinge, so viel nur immer möglich, einzuschränken, und dieses der ganzen Verfassung der Chineser, und der Staatsklugheit sehr angemessne Betragen gegen die Europäer wird noch jetzt aufs strengste beobachtet, und wahrscheinlich immer beobachtet werden, wenn anders nicht Kriegsgewalt eine Abänderung desselben künftig einmal nothwendig macht.

Da es also den Europäern schlechterdings untersagt ist, das Innre des Landes zu besuchen, so können wir die Verfassung der Chinesischen Provinzen nur nach dem, was wir durch Hörensagen wissen, beurtheilen. Hieher gehört verschiednes, was ich schon oben gesagt habe, und nunmehr noch zu melden habe. Bei dem ungeheuern Umfang des Chinesischen Reichs war es nothwendig auf Anstalten zu denken, durch welche die Befehle der Regierung so schleunig als möglich in allen Provinzen bekannt gemacht werden könnten. Daher wurden in ganz China Posthäuser, lange vorher, ehe man in Europa eine solche Anstalt kannte, errichtet. Um aber die

Bekanntmachung wichtiger Verordnungen desto mehr zu beschleunigen, versiel man auf eine Anstalt, welche fast einzig in ihrer Art, und ihrem Endzweck vollkommen angemessen ist. Es sind nämlich aller acht bis zehn Meilen ($1\frac{1}{2}$ bis 2 deutsche Meilen) hohe Pagoden oder Tempel auf Hügeln errichtet, von welchen durch verschiedne Feuerzeichen alle Befehle und Ankündigungen mit unglaublicher Geschwindigkeit durchs ganze Reich verbreitet werden.

Eine sehr weise und bewundernswürdige Einrichtung hat man in China mit den Kornhäusern getroffen. In jedem District mußten nach Verhältniß seiner stärkern oder geringern Bevölkerung ein oder mehrere Magazine angelegt, und alle Jahre in selbigen eine gewisse Quantität Getraide aufgeschüttet werden. Fällt die Erndte in einem Jahre gut aus, und hat man Hofnung zu einer ähnlichen im künftigen Jahre, so wird das Getraide um einen bestimmten, allemal sehr leiblichen Preis verkauft. Hat man aber Miswachs oder Wetterschaden zu befürchten, so läßt die Regierung das Getraide aus den Magazinen umsonst unter die Armen vertheilen. Eine so weise und wohlthätige Anstalt bedarf nur genannt, nicht erst empfohlen zu werden; und ich wünsche von ganzem Herzen, daß man sie in allen europäischen

Ländern zum Besten der ärmern und zahlreichern Volksklasse einführen möchte.

Sechzehntes Fragment.

So väterlich aber auch die Regierung in China für die Unterstützung der Armen besorgt ist, so sind doch diese sehr oft dem Mangel und der Hungersnoth ausgesetzt, welche in manchen Jahren ganze Provinzen entvölkert. Der immerwährenden Besorgniß, daß die Reiserndte schlecht ausfallen möge, ist wohl das Aussetzen der Kinder, welches in China so gewöhnlich seyn soll, hauptsächlich zuzuschreiben. Ich weiß nicht, in wiefern die Nachrichten, welche man uns von dieser unmenschlichen Gewohnheit giebt, gegründet seyn mögen, und beinahe muß ich an ihrer Zuverlässigkeit zweifeln. Es ist doch sonst bekannt, daß die Chineser ihre Kinder sehr zärtlich lieben; wie kann man sich also vorstellen, daß die bloße Furcht vor zukünftigem Mangel sie zu einer solchen Unmenschlichkeit verleiten, und alles natürliche Gefühl dergestalt ersticken sollte, daß sie ihre Kinder in Jahren, wo sie noch nicht einmal ihren Unterhalt aus den öffentlichen Getraidevorräthen ziehen, dem gewissen Verderben Preis geben sollten. Die Menschenliebe läßt uns hoffen, daß dieser Vorwurf, den man den Chinesern gemacht hat, ganz ungegründet sey; und ich selbst

habe während meines Aufenthaltes in China nichts gehört, was ihn bestätigt hätte *).

*) Die große Partheilichkeit des Verfassers für die Chineser, seine Neigung, allen diesem Volke vortheilhaften Nachrichten unbedingten Glauben beizumessen, und alles was ihm zum Vorwurf gereichen kann, zu leugnen, wird gewiß die meisten Leser befremden. — Aus bloßer Menschenliebe können wir tausend Vorfälle und Handlungen in Zweifel ziehen, welche demohngeachtet eben so gewiß, als nur irgend eine edle und tugendhafte Handlung sind. Daß in China das Aussetzen der Kinder sehr gewöhnlich ist, scheint wohl nach den Zeugnissen der glaubwürdigsten Reisebeschreiber eine ausgemachte Sache zu seyn. Hier ist nun kein andrer Ausweg; entweder müßten die Chineser das Gefühl älterlicher Liebe gar nicht kennen; oder es muß mit der hochgepriesenen väterlichen Vorsorge der Chinesischen Regierung für die Unterthanen, und mit der Einrichtung der Kornmagazine sehr mißlich aussehn. Letzteres ist mir in einem so despotischen Staate, wie China ist, das wahrscheinlichste. Wären Kornmagazine angelegt, würden sie sorgfältig unterhalten, ließe die Regierung das Getraide in Hungerjahren, anstatt damit zu wuchern, und Alleinhandel zu treiben, umsonst unter die Armen austheilen, so würden sich diese wohl nicht so gar sehr vor Mißwachs und theuren Jahren fürchten, und

Die Hungersnoth ist wirklich in China, wenn sie einmal einreißt, über alle Beschreibung fürchterlich. Millionen von Menschen rast sie, und ihr gewöhnlicher Gefährte, die Pest, dahin. Um diese schrecklichen Plagen abzuwenden, werden alle Gewerbe und Künste mit außerordentlicher Emsigkeit betrieben; man läßt nichts unversucht, um allen Provinzen hinlänglichen Unterhalt zu verschaffen. Von den höchsten Ständen bis auf die niedrigsten herab nimmt jedermann Antheil an dem Ackerbau, weil jedermann von dem Ertrag desselben leben muß. Selbst die Andacht muß hier mit helfen: man macht den Göttern reiche Geschenke, man stellt feierliche Bittgänge an, um von ihnen mit den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens gesegnet zu werden.

Man sollte vielleicht hieraus schließen, daß die Chineser zum Aberglauben sehr geneigt, und ihren Priestern mit blinder Anhänglichkeit ergeben wären; und doch verhält sich in der That ganz anders. Ich habe schon oben erwähnt, daß dieses Volk sehr wenig Achtung für die Bonzen habe. Die Religionsfeierlichkeiten werden nie von der Geistlichkeit, sondern allemal von der Regierung angeordnet, und beziehen sich allemal auf die Geschäfte des Lebens, besonders auf den Ackerbau. Die Chineser also auch wohl schwerlich ihre Kinder so häufig aussetzen.

Uebers.

neseſer verfahren hierin freylich ganz anders als viele Nationen in Europa, wo man China immer ein abgöttiſches Land zu nennen pflegt. Zu Florenz wütete einmal die Peſt drei Jahre hintereinander. Um ſie abzuwenden, ließ man ein wunderthätiges Marienbild von Imprunata in feierlicher Prozeſſion herbeibringen, welchem der Großherzog Ferdinand II und alle Einwohner mit großer Andacht entgegen gingen. Drei Tage nach einander ſtellte man Bittgänge um die Stadt herum an, und auf dieſe Art und durch die Wunderkraft unſrer lieben Frau von Imprunata wurde, wie es auf einem öffentlichen Denkmal heißt, der Peſt Einhalt gethan, ſo daß ſie in wenig Tagen ganz aufhörte. —

Die Chineſer handeln hierin klüger als die Italiäner. Sie arbeiten indem ſie ihren Gottesdienſt verrichten. Sie bitten um Regen und fruchtbare Bitterung, ſorgen aber auch zugleich dafür, daß Aberglauben und Müßiggang dem Ackerbau und den Gewerben nicht hinderlich ſey.

Das Nützliche iſt das vornehmſte Augenmerk der Chineſer; doch vernachläſſigen ſie auch das nicht gänzlich, was zur Zierde gereicht. Ihre aſtronomiſchen Kenntniſſe ſind freylich in Vergleichung mit jenen der Europäer ſehr unbeträchtlich, aber von den alten Griechen und Römern dürften ſie ſich doch wohl derſelben nicht ſchämen.

Die bildenden Künste sind bey ihnen so, wie bey den Indianern und Aegyptiern, noch in der ersten Kindheit; und in der Kriegswissenschaft haben sie es ebenfalls noch nicht sehr weit gebracht; vermuthlich deswegen, weil sie keinen großen Hang zum Ehrgeiß haben, und von Eroberungssucht nichts wissen, sondern mit dem friedlichen Besitze dessen, was sie haben, vollkommen zufrieden sind. Anstatt alles dessen können sie sich großer Vorzüge in wesentlichen Dingen rühmen, welche sie den berühmtesten Völkern in der Geschichte gleich oder gar überlegen machen.

Die Betriebsamkeit der Chineser ist, wie ich schon gesagt habe, in Rücksicht auf den Ackerbau, außerordentlich groß. Die Geschäfte eines Landmanns haben bey ihnen gar nichts verächtliches, und der üppige Städter maßt sich gar kein Vorrecht vor jener würdigen Klasse des Volks, die für ihn arbeitet, an: denn jedermann ist überzeugt, daß der Ackerbau das wichtigste und nützlichste Geschäft des Menschen sey.

Wohlstand und Betriebsamkeit sind aber in China nicht bloß auf dem Lande sichtbar. Die Menge volkreicher blühender Städte, Kanäle, welche mit ungeheuern Kosten im ganzen Lande angelegt worden, um den innern Handel zu befördern, mannichfaltige Fabriken und Manufakturen, unermüdete Arbeitsamkeit in allen Ständen, sind

unverwerfliche Zeugen von der guten Staatsverfassung des Chinesischen Reichs, und von dem lobenswürdigen Charakter seiner Einwohner.

Siebzehntes Fragment.

Ich habe schon einmal gesagt, und ich wiederhole es hier mit Vorbedacht, daß wechselseitige zärtliche Liebe zwischen Aeltern und Kindern, pünktlicher Gehorsam in Erfüllung aller bürgerlicher Pflichten, und allgemeine Hochschätzung des Ackerbaues, die stärksten Züge im Nationalcharakter der Chineser sind. Der Kaiser als allgemeiner Vater seines Volks, und seine Stellvertreter in den Provinzen gehen hierin mit ihrem eignen Beispiel den Unterthanen vor. Ersterer vollzieht jährlich eine Feierlichkeit, welche sich ganz auf den Ackerbau bezieht, um zu zeigen, daß er weiter nichts als ein Mensch ist, der von den Früchten seines Fleißes, und von dem Ertrag der Erde leben muß. Er zieht nämlich im Frühjahr die erste Furch, und streut den ersten Samen aus.

„Vor Alters regierten die Könige, die Väter des Menschengeschlechts, den Pflug; und unter ihnen waren viele, gegen welche manche Fürsten

sten unsrer Zeit nichts als Insekten eines Sommers tags sind. Diese weisen Regenten, diese tapfern Heerführer verachteten üppige Ergötzlichkeiten; Regierungssorgen und Kriegsgetümmel konnten sie nicht so sehr ermüden, daß sie nicht die Hand an den Pflug gelegt, und auch bei dieser Beschäftigung sich unabhängig gefühlt hätten *)

Eben so liest man auch, daß die peruanischen Inka's, welche ihr Geschlecht von der Sonne herleiteten, nur durch Arbeit und Fleiß der Wohlthaten dieses ihres Gottes und Stammvaters theilhaft zu werden hofen. Im Frühjahr feierten sie ein Fest, welches der Triumph des Inka über die Erde genannt wurde, und dessen Endzweck dieser war, die Unterthanen durch das Beispiel des Fürsten, welcher hier öffentlich die

*) In ancient times the sacred plough employ'd
The kings and awful fathers of Mankind
And some, compar'd with whom, your insect
tribes

Are but the beings of a summers day
Have held the scale of empire, rul'd the
storm,

Of mighty war; then, with unwearied hand,
Disdaining little delicacies, seiz'd
The plough, and greatly independant liv'd.

Thompson.

Arbeiten des Ackerbaues in eigener Person begann, zur Betriebsamkeit aufzumuntern.

Die Chineser sind, wie schon oben gemeldet worden, in den höhern und spekulativen Wissenschaften noch sehr weit zurück. In der Heilkunde haben sie ebenfalls nur sehr unvollkommene Kenntnisse, werden auch schwerlich in dieser jemals weiter kommen, so lange als ihre Unwissenheit in der Zergliederungskunst dieselbige, wie bisher bleibt. Ihre medicinische Theorien sind sehr einfach, und eben so sind auch die Mittel, welche ihre Aerzte verordnen. Ich habe mir von einem Manne, der sich eine Zeitlang in China aufgehalten hatte, sagen lassen, daß in jeder Stadt auf einem öffentlichen Markte ein großer meistentheils zehn Ellen hoher Obelisk stehe, auf welchem die Namen aller Arzneimittel und ihre Preise eingegraben sind. Sollte sich das wirklich so verhalten, so ist es wohl nicht möglich, die gute Absicht einer solchen Einrichtung zu verkennen *).

*) Cleyer sagt hievon nichts. Dieses Schriftstellers Specimen medicinae Sinenium Fok. 1682. beweist an dem Beispiel der chinesischen Heilkunde aufs deutlichste, daß grobe Unwissenheit und Liebe zu unnützen Subtilitäten sich sehr gut mit einander vertragen können.

Es muß einen jeden Menschenkenner befremden, wenn man sieht, daß fast in allen Ländern Aſterärzte und Quakſalber geduldet werden. Dieſe Nachſicht hat unſtreitig die ſchädlichſten Folgen, denn ſie berechtigt beinahe jeden unwiſſenden und dummdreiſten Menſchen, mit der Geſundheit und dem Leben anderer ſein Spiel zu treiben. In jeder bürgerlichen Geſellſchaft wird derjenige für ſtrafwürdig erkannt, der andre um ihr Vermögen betriegt; ſollte denn Geſundheit und Leben einem mindern Werth als Geld und andre Glücksgüter haben? Möchte man doch Rang und Titel verkaufen, und von dem Ertrag dieſes Handels Staatsbeamte beſolden; nur den Handel mit geheimen Arzneien, der ſo vielen tauſend Unwiſſenden und Leichtgläubigen verderblich wird, ſollte man nicht dulden. Schrecklich, unmeneſchlich iſt die Kaltblütigkeit, mit welcher man es geſchehen läßt, daß die Quakſalber Verſuche an Menſchen machen. Soll Kummer und Elend ganz verwaiste Familien treffen, damit der Fürſt und ſeine Räte ſich bereichern können? Sollen immer noch Freibriefe ungeſtraft zu morden, unter dem Siegel und Namen der Könige ausgefertigt werden? Wenn wollt ihr endlich einmal erwachen, ihr Fürſten, und eure Macht brauchen, am euer Volk dem Verderben zu entreißen? —

Anstatt den Verkauf unbekannter Arzneien zu gestatten, setzt vielmehr Preise auf alle nützliche Entdeckungen in der Heilkunde, und laßt sie unter eurer Aufsicht öffentlich bekannt machen. Alle rechtschafne Aerzte würden solche Anstalten mit Dank erkennen; denn Quacksalberei ist ein Schimpf für die Heilkunde, und die vornehmste Ursache aller Vorwürfe, die man den Aerzten so oft unverdienter Weise macht.

Die chinesischen Aerzte bereiten und dispensiren ihre Arzneien selbst. Dies ist eine sehr gute Gewohnheit, denn auf diese Art fällt der Betrug mit alten verlegnen und verfälschten Arzneiwaaren weg *). Ein Arzt, der menschlich denkt, und für die Erhaltung seines guten Namens besorgt ist, wird sich bey einer solchen Einrichtung gewiß bemühen, seine Kranken nur mit ächten und wirksamen Mitteln zu versorgen. Hier können keine geheimen Verträge mit dem Apotheker, keine Versetzung der Arzneien mit kraftlosen, oder durch Alter und Verderbniß schädlich gewordenen Ingredienzen statt finden, und alles Unheil, welches bei uns unwissende und unachtsame Apotheker so oft anrichten, wird gänzlich verhütet,

*) Wie aber dann, wenn die Aerzte selbst sich eines solchen Betrugs schuldig machen, und sich darauf verlassen, daß ihre Sünden das Grab bedeckt?

wenn der Arzt selbst die Bereitung seiner Mittel besorgt.

Achtzehntes Fragment.

Nach der Berechnung der Jesuiten soll China gegen sechzig Millionen Einwohner haben, und, wie die Chineser selbst vorgeben, soll ihr Staat schon seit achtzig bis neunzigtausend Jahren bestehen. Man sieht hieraus, daß das hohe Alter des Chinesischen Reichs sehr zahlreiche Vertheidiger hat; so alt aber auch dieser Staat seyn mag, so werde ich doch an einem andern Orte ein noch älteres Volk meinen Lesern vorstellen, und deswegen enthalte ich mich auch für jetzt aller chronologischen Erörterungen.

Die alten Chineser waren, wie man versichert, dem auswärtigen Handel sehr abgeneigt. Sie handelten weder selbst, noch munterten sie Fremde auf ihre Häfen zu besuchen. Man kann hieraus schliessen, wie groß der Ueberfluß von allen Landesprodukten seyn mußte, wenn selbige ohne alle auswärtige Beihülfe zur Ernährung und Bekleidung einer so ungeheuern Volksmenge hinreichten. Heut zu Tage duldet man zwar den auswärtigen Handel in China; allein er ist kein eigentliches Bedürfnis für dieses Land und seine

betriebsamen Einwohner. Was sie von eingeschachten Waaren kaufen, das nehmen sie mehr der Seltenheit wegen und aus Liebhaberei, als daß sie dessen wirklich bedürften. So erhandeln sie z. B. von den Europäern hauptsächlich allerlei mechanische Kunstwerke, Uhren, Glockenspiele und allerlei artige Kleinigkeiten. In dieser Rücksicht muß man gestehen, daß die Chineser das unabhängigste Volk auf der Erde sind. Sie haben kein Bedürfnis, das nicht durch einheimische Produkte befriedigt würde — von welcher andern kultivirten Nation läßt sich das wohl sagen. Die Menge der rohen und fabricirten Seide, des Thees und anderer Waaren, welche die Chineser an die Europäer verhandeln, ist unbeschreiblich groß: ehemals brachten sie auch viel Gold auf die Märkte, welches aber jetzt aufgehört hat, da der immer mehr steigende Werth der edeln Metalle die Wiedereinfuhr derselben ins Land erschwert.

Der größte Theil des Golds und Silbers, welches in China zirkulirt, kömmt aus fremden Ländern dorthin. Zwar hat dieses Land keinen Mangel an erzführenden Gebirgen, allein die Reichsgrundgesetze sind, wie man glaubt, der Bearbeitung derselben zuwider. Ein allgemeiner Umlauf des Goldes und Silbers, sagen die Chineser, würde uns den größten Schaden zuziehen.

hen. Wir haben in unserm Lande alles, was wir nur brauchen; das Gold würde uns weder neue Mittel zu unserm Unterhalt, noch auch irgend einen Zuwachs unsers Wohlstandes verschaffen; vielmehr sehen wir, daß diejenigen, welche selbiges im Ueberfluß besitzen, oft äusserst elend sind. Wir sind mit den Früchten unsres Fleißes zufrieden, der unsre Erwartungen noch nie getäuscht hat, und wir sparen also die Auffuchung der edeln Metalle in unserm eignen Lande nur für den höchsten Nothfall auf.

Glücklich wäre es für Spanien und noch glücklicher für die Einwohner der neuen Welt gewesen, wenn der Staatsrath zu Madrit vor dritthalb hundert Jahren ähnliche Verfügungen getroffen hätte. Geiz und blutdürstiger Aberglaube würden alsdann nicht jene schauderhaften Auftritte, welche immer ein unauslöschlicher Schimpf für die Menschheit seyn werden, unter den friedfertigen Bewohnern von Mexico und Peru veranlaßt haben.

Die Chineser würden allerdings, wenn sie auch in ihren Bergen nach Gold und Silber graben wollten, nicht so viel als die Mexikaner und Peruaner von der Habsucht der Europäer zu befürchten haben, und sich gegen selbige leichter vertheidigen können. Große Ursache aber haben sie gegen einige benachbarte Nationen, besonders ge-

gen das immer mächtiger werdende Rußland auf ihrer Hut zu seyn: denn nur ein Fluß scheidet dieses Reich von dem Chinesischen, und das Staatsinteresse dieses letztern erfordert es also, sich ganz ruhig zu verhalten, und sich in keine Unternehmungen einzulassen, welche die Aufmerksamkeit und die Eifersucht seiner Nachbarn erregen könnte.

Neunzehntes Fragment.

Die zunehmende Macht und Größe des Russischen Reichs hat wahrscheinlicherweise die Chineser bewogen, ihren inländischen Handel von Peking nach Moskau aufzugeben. Ein Schritt, der, nach ihrer Lage gewiß sehr zu billigen, im Grunde aber auch eigentlich nur die Folge eines ihrer Ältesten Staatsgrundsätze ist, nach welchem allen Fremden der Aufenthalt im Lande versagt wird. Dieses Grundsatzes ungeachtet müßten sie doch ehemals mehr Nachsicht als heut zu Tage gegen die Ausländer gehabt haben. Das beweist unter andern das Beispiel der Juden, welche in China eine nicht unbeträchtliche Klasse der Einwohner ausmachen.

Man erzählt, daß ohngefähr 900 Jahr nach C. G. ein Haufen wandernder Juden nach China gekommen sey, und sich daselbst niedergelassen

habe. Es ist leicht zu erachten, daß diese Fremdlinge keine Zeit versäumt haben werden, die Chineser mit der Geschichte ihres Gesetzgebers und seiner Religion bekannt zu machen, und alle, die sich zu ihrem Glauben bekennen wollten, mit offenen Armen unter sich aufzunehmen. Auf diese Art hat sich die Anzahl der Juden in China außerordentlich vermehrt, und obgleich öfters Verfolgungen wider sie ergangen sind, so haben doch die Jesuiten noch in den neuesten Zeiten sehr viele von dieser Volke dort gefunden, und unter selbigen sogar noch verschiedene, welche die Mosaischen Bücher in der Grundsprache lesen und mit ziemlicher Fertigkeit erklären konnten. —

Ich muß noch eins und das andre über die Beschaffenheit der Gerechtigkeitspflege in China sagen. Die Chineser sind vielleicht unter allen Nationen am wenigsten zur Grausamkeit und blutiger Handhabung der Rechte geneigt. Mord und Hochverrath sind die einzigen Verbrechen, auf welchen die Todesstrafe steht; und man rechnet daher, daß jährlich in ganz China nicht mehr als höchstens zehn Hinrichtungen vollzogen werden. Nur zehn unter fünfzig bis sechzig Millionen Menschen! In Wahrheit ein Beispiel ohne Gleichen, das dem Nationalcharakter der Chineser eben so sehr, als ihren Gesetzen zur Ehre gereicht. Im sechzehnten Jahrhundert wurden nur

in England, das doch kaum 3 Millionen Einwohner hat, 72000 Menschen hingerichtet.

Wenn es wahr ist, was die chinesischen Geschichtschreiber versichern *), so stehen die Richter und Pfleger der Gerechtigkeit in China unter strenger Aufsicht. Die obrigkeitlichen Stellen werden allemal mit geschicktesten Subjekten aus der höchsten Klasse der Mandarinen besetzt. — Bankerotts werden mit Strenge bestraft, wenn es erweislich ist, daß sich der Beklagte dabei eines geflüchtlichen Betrugs schuldig gemacht hat; in andern Fällen aber verfährt man gelinder. Nie wird in China ein Mann, der ohne seine Schuld um sein Vermögen gekommen ist, dem Schooße seiner Familie entzogen um im Gefängniß zu verschmachten. Ein solcher wird vielmehr unterstützt, und alles angewendet um seinem verfallnen Glücke wieder aufzuhelfen. Möchte man doch diesem so edeln Beispiele in Europa nachahmen; möchten doch Gesetzgeber und Richter endlich einmal einsehen lernen, daß es tausend Unglücksfälle im

*) Wenn es wahr ist! — Diese Worte möchte man wohl zu allen Erzählungen von China hinzusetzen, die aus den Nachrichten der Jesuiten, und der prahlerischen Chineser selbst geschöpft, und noch neuerlich durch viele ganz entgegengesetzte Berichte äußerst zweifelhaft und verdächtig geworden sind.

menschlichen Leben giebt, welche einen ehrlichen Mann ohne alle seine Schuld, in die Unmöglichkeit zu bezahlen, stürzen können, und daß es folglich unbillig, ja unmenschlich ist, einen solchen zu beschimpfen, sein Elend noch zu vergrößern, und ihn für unverschuldetes Unglück aufs härteste, gleich einen muthwilligen Betrüger, zu bestrafen!

Die vortheilhafte Schilderung, welche ich hier von der Verwaltung der Gerechtigkeit in China entworfen habe, wird in mancher Leser Augen sehr viel von ihrer Wahrscheinlichkeit verlieren, wenn sie die Nachrichten anderer Schriftsteller dagegen halten. Die Klagen vieler Europäer über die Chineser dürfen uns auch allerdings nicht befremden; denn freilich haben Fremdlinge, welchen man ihr Eigenthum raubt und den Schutz der Gesetze verweigert, Ursache genug, sich zu beklagen. Allein im Grunde sollte man sich mehr darüber beschweren, daß ein fremder Handelsmann, der sich in China aufhält, so viel Mühe hat, seine Klagen bei den Richtern und Obrigkeiten anzubringen. Die Europäer sind immer gezwungen in den Vorstädten der Handelsplätze zu wohnen, man erlaubt ihnen nicht, persönlich vor Gericht zu erscheinen, und kein Einheimischer läßt sich von ihnen durch Versprechungen oder Belohnungen, wären sie auch noch so groß, dahin bringen,

daß er eine Klage gegen seine Landsleute einbrächte. Ueberlegt man dieses recht, so muß man sich mehr über die gewöhnliche Redlichkeit der Chineser in ihrem Betragen gegen die Europäer, welche keinen Schutz von den Obrigkeiten erlangen können, als über die nach Verhältniß seltenen Betrügereien wundern, deren sie sich zuweilen schuldig machen. Die Chinesische Regierung hat aber auch in der That Vorkehrungen getroffen, um die Fremden so viel als möglich gegen den Schaden zu sichern, dem sie, weil der Zutritt zu den Gerichtshöfen ihnen versagt ist, ausgesetzt seyn könnten. Es wird nämlich in dieser Absicht einem Ausschuss von Kaufleuten der Auftrag gethan, mit den Europäern und andern Fremden die nöthigen Handelsgeschäfte abzuthun, die Namen derselben werden öffentlich bekannt gemacht, und auf diese Art wird die Regierung selbst für die Redlichkeit dieser abgeordneten Kaufleute Bürge, und der Handel wird von beiden Theilen mit gegenseitigem Vertrauen, welches man nur selten mißbraucht, betrieben *). Lassen

*) Existirt auch wirklich eine solche Einrichtung, so kann sie ja doch die Europäer nicht sicher stellen, so lange als es ihnen unmöglich ist, Klage wider die Betrüger zu erheben und Schadloshaltung von der Obrigkeit, deren

sich aber die Fremden mit jedermann ohne Unterschied, und auch mit solchen Leuten, vor welchen man sie gewarnt hatte, in Handlungsgeschäfte ein, so ist das ihr eigener Schade; denn das konnten sie aus Erfahrung wissen, daß Betrügereien in Handelsstädten unmöglich ganz hintertrieben werden können.

Zwanzigstes Fragment.

Die Chineser sind in jeder Betrachtung ein originelles und von allen andern Nationen sehr verschiednes Volk, besonders aber sind sie das in ihrer häuslichen Verfassung. Die Ehrfurcht und Hochachtung, welche sie gegen ihre Aeltern und Verwandte haben, hört selbst mit dem Tode nicht auf. Sie verabscheuen die Gewohnheit andrer Völker, die Leichname zwei oder drei Tage nach dem Tode zu begraben oder zu verbrennen. Erst nach Verlauf eines ganzen Jahres pflegen sie ihre Todten zu begraben. Während dieser Zeit bewahren sie den Leichnam in einem luftdichten und schön lackirten Sarge, in dem besten Zimmer des Hauses auf, und statten ihm täglich einen Besuch ab. Man weiß die Mittel nicht, deren sie sich zu Abhaltung der Fäulniß bedienen; Garantie die Abgeordneten misbrauchten, zu verlangen.

sie wissen wenigstens nichts vom Einbalsamiren, ohnerachtet sie durch ihre Art zu verfahren den nämlichen Endzweck erreichen. Mit Ausgang des Jahres wird die Leiche unter lautem Wehklagen aus dem Hause getragen, und in ein Gewölbe neben einer Pagode gebracht, wo man das Andenken des Verstorbenen jährlich mit besonderer Feierlichkeiten erneuert. Die tiefe Trauer währt nach der Beerdigung noch zwei Jahr.

In China ist die Vielweiberei gesetzmäßig erlaubt. Die Frauenzimmer dürfen, ihre Männer und nächsten Verwandten ausgenommen, keine Mannsperson sehen oder sprechen. Sie sind auch in der That nicht so reizend, daß ein Fremder nach ihrem nähern Umgange sonderlich Verlangen tragen sollte. Ihr Gesicht ist platt und nichtsbedeutend und ihre Augen sind außerordentlich klein. Hiezu kommt noch, daß sie sich durchgängig ganz weiß schminken, wodurch ihrem Gesichte vollends aller Ausdruck benommen wird. Das widrigste an ihrer ganzen Figur sind jedoch ihre Füße, welche von Kindheit an von den Zehen bis zum Knie in enge Binden und Formen gezwängt werden, so daß der Fuß einer erwachsenen Chineserin nicht größer als bei uns der Fuß eines Kindes ist. Diese abgeschmackte und barbarische Gewohnheit kann unmöglich anders als

aus einer thörichten Eifersucht der Männer entstanden seyn.

Um diese theils natürlichen theils erkünstelten Unvollkommenheiten zu beschönigen, und erträglicher zu machen, pflegen die Chineserinnen sehr große Sorgfalt auf ihren Anzug zu verwenden. Sie flechten ihr meistentheils schwarzes Haar sehr zierlich und schmücken es mit künstlichen Blumen, Perlen, u. s. w. unverheirathete aber kämmen das Vorderhaar über die Stirne. Von der Erziehung und den Geschicklichkeiten des weiblichen Geschlechts in China habe ich keine besondern Nachrichten erhalten können.

An einem andern Orte habe ich erinnert, daß die Tataren nach der Eroberung von China die Gesetze und Sitten dieses Landes angenommen haben. Das Betragen gegen das weibliche Geschlecht macht jedoch hier eine Ausnahme. Die Freiheitsliebe der Tataren flößt ihnen mildere Gesinnungen gegen dieses Geschlecht ein, und erlaubt ihnen nicht, selbiges in beständiger Sklaverei zu halten. Sie haben daher auch in China ihren Weibern und Töchtern alle Freiheitsrechte gelassen, die man ihnen in ihrem ursprünglichen Vaterlande zugestand.

Man hat schon öfters die Anmerkung gemacht, daß Selbstdünkel und Stolz das Antheil aller Nationen sind. Besonders gilt dieses von

den Chinesern. Man muß ihnen zugestehen, daß ihr Land eins der schönsten und fruchtbarsten in der Welt ist. Wenn sie sich aber noch mehr Vorzüge anmaßen, und das weiseste, mächtigste und kriegerischste Volk auf der Erde seyn wollen, so fährt sie ihr Eigendünkel unstreitig zu weit. Sie haben Scharfsinn und Geschicklichkeit, aber Muth, Tapferkeit und thätige männliche Tugend sind Züge, welche man in ihrem Charakter gänzlich vermißt, und an deren Statt bloß Weichlichkeit und Hang zur Ruhe und zum Müßiggang in ihrem ganzen Betragen hervorleuchten.

Ein und zwanzigstes Fragment.

Ein Spanier sagte einmal, es sey gut, daß der Teufel, als er unsern Heiland versuchte, unterlassen habe ihm Spanien zu zeigen, weil Christus einer solchen Versuchung schwerlich hätte widerstehen können. Ein Chineser könnte das von seinem Lande vielleicht mit noch mehrerem Grunde sagen. —

Sehr viele Gelehrte haben behauptet, China sey von Aegypten aus zuerst bevölkert worden. So unwahrscheinlich auch diese Hypothese seyn mag, so ist sie doch mit vielem Eifer und mit einem großen Apparat von scheinbaren tiefgelehr-

ten

ten Beweisen vertheidigt worden. — Thiere, Fische, Vögel aller Arten sind auf dem ganzen Erdboden anzutreffen, nur der Mensch soll nirgends einheimisch seyn. — Fragt man, woher die Indigner stammen? Die Antwort ist gleich fertig: aus Aegypten. Woher kamen die ersten Einwohner von China? — Aus Aegypten. Wer bevölkerte Amerika zuerst? Wer sonst als Aegyptier! — Meine Leser lächeln vielleicht hierüber; allein man wird sie sehr ernsthaft belehren, daß Aegypten die allgemeine Pflanzschule aller Nationen sey. Der Sprung von diesem Lande nach Amerika war eine Kleinigkeit. Zwar konnte er nicht in gerader Linie gemacht werden; aber es fehlte ja nicht an Zwischen- und Seitewegen, Man schob die Chineser zwischen ein, welche in gerader Linie von einer zahlreichen Aegyptischen Kolonie abstammen sollen. Von ihnen, sagt man, erhielten die benachbarten Inseln im Südmeer, die freundschaftlichen, die gesellschaftlichen Inseln u. s. w. ihre ersten Bewohner. Durch Seereisen und Schiffbruch kamen sie nach dem südlichen Amerika; und diejenigen, welche sich in den nördlichen Gegenden von Asien niedergelassen hatten, schickten eine Kolonie nach Nordamerika, von welcher die Esquimaux und andre Völkerschaften abstammen. Mit einem Worte, Aegypten ist nach dies-

fer Hypothese die allgemeine Stammutter des Menschengeschlechts, und die chinesische Nation ihr erstgebornes Kind *).

Wären die Chineser Abkömmlinge der Aegyptier, so dürfte man sich freilich nicht darüber wundern, daß beide Nationen in gewissen Dingen so viel Aehnlichkeit mit einander haben, und besonders, daß die Chineser eben so wie ihre Vorfahren mehr auf Festigkeit und kolossalische Größe als auf Pracht und Zierlichkeit bey ihren Gebäuden sehen. Das merkwürdigste Stück der Chinesischen Baukunst ist die ungeheuere Mauer, welche von der Bay bei Nanking an über Flüsse und Gebirge geführt ist, und sich in einer Länge von 1400 englischen Meilen bis zu den tatarischen Wüsten ausdehnt. Diese Mauer wurde ursprünglich in der Absicht, China gegen die Einfälle der Tataren zu schützen aufgeführt; wiewohl sie, wie die Folge gelehrt hat, zu Erreichung dieses Endzwecks unnütz gewesen ist. Ihre Höhe ist

*) Wie ungereimt die Meinung derjenigen sey, welche die Chineser für eine ägyptische Kolonie halten, hat Pauer in seinen Recherches sur les Egyptiens et les Chinois durch eine scharfsinnige und gelehrte Vergleichung beider Nationen mit einander, fast unwidersprechlich dargethan.

Uebers.

nach Beschaffenheit des Bodens verschieden. Auf den Bergen ist sie nur achtzehn bis zwanzig Fuß, in den Thälern aber dreißig Fuß hoch. Aller Viertelmeilen ist ein Thurm, und ihre Breite beträgt ohngefähr 20 Fuß. Diese ganze Mauer, das grösste unter allen Werken der Baukunst auf der ganzen Erde, ist, wie man versichert, in einer Zeit von sechs Jahren aufgeführt worden.

Die Jesuiten erzählen überdies, daß man in China viele Berge antrefte, welchen die Einwohner mit ungeheurer Mühe die Gestalt von Tigern, Löwen, Drachen, u. s. w. gegeben haben. Der Jesuit Martini gedenkt besonders einer Bergbildsäule dieser Art, welche so groß sey, daß man die Nase und Ohren davon einige Meilen weit sehen könnte.

Hier verlasse ich die Chineser, und bemerke nur noch, daß die erste Eroberung ihres Reichs durch die Tataren unter Anführung des Tschingis Khan in das J. 1231 u. C. G. oder 630 nach Mahomed's Flucht von Medina fällt. Neunzig Jahr lang erhielten sich Tschingis Khans Nachkommen auf dem Chinesischen Thron, wurden aber alsdann von den Einheimischen, welche ein allgemeines Bündniß gegen sie geschlossen hatten, vertrieben, und erst im J. 1644 nach unsrer

Zeitrechnung gelang es den Tatern China wieder zu erobern *).

Zwey und zwanzigstes Fragment.

Ich verlasse China, um meine Leser nach Japan zu führen, der Ursprung dieses Reichs verliert sich in dem eutferntesten Alterthum. Da es eine Insel und China so nahe ist, so sollte man glaus

*) Die übertriebnen Lobsprüche, welche der Verfasser den Chinesern ertheilt, die glänzende Schilderung, welche er von der Staatsverfassung dieser Nation entwirft, hätten, wenn ich dieses Buch durch Anmerkungen vergrößern wollte, häufige Abhandlungen verdient. Er hat seine Nachrichten offenbar nur aus den Missionsberichten der Jesuiten, und besonders aus den Lettres édifiantes geschöpft. Man hat aber die Weise dieser ehrwürdigen Herren schon bey andern Gelegenheiten genugsam kennen gelernt, um ihren Erzählungen von China keinen sonderlichen Glauben beizumessen. So lange als sie in Abyssinien freien Zutritt fanden, so war nach ihrem Vorgeben keine Regierung besser, kein Hof prächtiger als der Abyssinische. Da aber der König dieses Landes, ohne Zweifel aus triftigen Ursachen, für gut fand, den Jesuiten sein Land zu verbieten, so masten sie ihn wie einen nackenden Bettler ab.

Uebers.

ben, daß es von daher seine ersten Einwohner erhalten hätte; demohingeachtet ist das noch immer sehr zweifelhaft.

Der Beherrscher von Japan führt den Namen Dairo. Er ist zugleich König und Oberpriester seines Volks, welches ihn mit der tiefsten Unterwerfung und mit dem blindesten Gehorsam verehrt. Man versichert, der Dairo sey ehedem so gar als ein Gott angebetet worden.

Die Japaneser haben aber daran noch nicht genug ihrem Dairo göttliche Ehre zu erzeigen. Da er von himmlischem Geschlecht ist, so muß er nach ihren Begriffen auch von allen menschlichen Schwachheiten und Begierden ganz frey seyn. Um seine Unterthanen bey diesem Glauben zu erhalten, muß dieser Fürst in der That, wenigstens dem Scheine nach, allen Vergnügungen und Ergötlichkeiten entsagen. Als ein Nachkömmling der Götter darf er mit seinen Füßen nie die Erde berühren, nie einen Dienst sich erweisen lassen, und folglich, setzen ihm auch Frost oder Hitze noch so heftig zu, immer auf einer Stelle sitzen bleiben.

Es kann leicht seyn, daß in dieser Erzählung vieles übertrieben ist. Wenn übrigens auch der Dairo auf viele Bequemlichkeiten und Vergnügungen dieses Lebens Verzicht thun, und ein Slave seiner eignen Heiligkeit seyn muß, so

wird dagegen seine Eitelkeit durch die unumschränkte Ehrfurcht, welche man ihm erweist, in vollem Maasse befriedigt. Alle Morgen zeigt er sich seinem Volke auf dem Throne unbeweglich und mit unverrückt auf einen Punkt gehefteten Augen sitzend. Stunden lang bleibt er in dieser Stellung, um seinen Unterthanen dadurch zu erkennen zu geben, daß der Staat nur dann Ruhe haben kann, wenn der Herr der Welt — nichts thut.

Es ist schlechterdings unmöglich sich alle die Ausschweifungen zu erklären, auf welche der Mensch verfallen kann. Nichts ist so falsch und ungereimt, was nicht irgend jemand fände, der es glaubte. Es würde mir, wenn ich mich das bey verweilen könnte, leicht seyn, aus der Religionsgeschichte anderer Nationen tausend Dinge anzuführen, welche eben so abgeschmackt, als die Meinung der Japaneser von ihrem Dairo sind. Man erinnere sich nur an den Stolz der christlichen Priester in dem mittlern Zeitalter, und auch schon selbst in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. In allen Schriften der Kirchenväter finden wir häufige Proben heiliger Imperitienz und des abgeschmacktesten Selbstdünkels. Keiner von ihnen ging zwar so weit, daß er sich für einen Unsterblichen oder für einen Gott ausgegeben hätte, aber alle ohne Ausnahme machten

auf Untrüglichkeit und übermenschliche Vorzüge Anspruch. „Es würde ein Greuel seyn, sagt Pabst Urban, wenn heilige Hände, welchen ein Geschäft das selbst Engeln nicht zukömmt, das Geschäft, Gott den Schöpfer zu schaffen und ihn zum Heil der Welt, Gott dem Vater zu opfern, anbefohlen ist, sich so tief herabwürdigten wollten, mit unheiligen, durch Blut, Mord und unreine Berührungen besleckten Händen Gemeinschaft zu machen.“

So ungereimt die Verehrung war, welche die Japaneser ihrem Dairo erwiesen, so wurde doch durch selbige gewissermaßen ihr Glaube an Unsterblichkeit der Seele genährt und befestiget. Dieser ist das wesentlichste Stück ihrer Religion, und die feste Ueberzeugung von selbigem dient ihnen zur Aufmunterung und zum Bewegungsgrund, allen Pflichten des gesellschaftlichen Lebens mit der grösssten Gewissenhaftigkeit nachzukommen.

In Japan giebt es, so wie überall auf der ganzen Erde, verschiedne Religionssekten. Die Beflagenswürdigsten unter allen Schwärmern dieses Landes sind diejenigen, welche, alle Bequemlichkeiten des Lebens verachtend, nur auf Züchtigung und Abtödtung des Fleisches denken, und, um ein selbstgeschaffnes Schattenbild von künftiger Glückseligkeit zu erhaschen, die Freuden, des

ren sie jetzt genießen könnten, von sich lassen. Diese Sekte, welche, wie man sieht, den christlichen Karthäusern sehr ähnlich ist, hat dem Reiche seine kühnsten Krieger geliefert, welche mit völliger Gleichgültigkeit gegen den Genuß des Lebens, dem Tode unerschrocken entgegen gingen, oder gar, um ihn desto früher zu erreichen, mit eigener Hand dem Schicksal vorgriffen.

Man schildert uns die Japaneser als ein kluges, scharfsinniges, großmüthiges und menschenfreundliches Volk, welches den Werth der Freiheit zu schätzen weiß. Sie sind zu heftigem Born und schneller Rache geneigt, vergeben aber auch leicht. Sie sind offenherzig und gutmüthig, wenn man sie nicht durch Beleidigungen reizt, höflich und gesittet im Umgang, und zeigen ein feines Gefühl für die Freuden des geselligen Lebens. — So fanden die Europäer dieses Volk, als sie zuerst Japan entdeckten. Wie es jetzt beschaffen sey, kann ich aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmen.

Die jetzt in Japan regierende Familie ist, wie man sagt, im J. 660 n. C. S. zum Besitze des Throns gelangt, welchen sie lange Zeit hindurch in tiefer ungestörter Ruhe behauptet hat. Man weiß, daß dieses Reich vom vierzehnten bis ins sechzehnte Jahrhundert durch gewaltsame Staatsrevolutionen und bürgerliche Kriege sehr viel ge-

gelitten hat. Die Portugiesen entdeckten Japan im J. 1542, gerade zu einer Zeit, wo dieses Land durch innerliche Gährungen außerordentlich zerrüttet war *).

Drey und zwanzigstes Fragment.

Die Portugiesen wurden zuerst durch Sturm und Schiffbruch nach Japan verschlagen, fanden aber bey den dasigen Einwohnern eine sehr gute Aufnahme. Man kannte die Denkart und die Habsucht dieser neuen Ankömmlinge noch nicht, man wußte noch nichts von ihrem Betragen gegen andre morgenländische Völker, sonst würde man sie schwerlich so bereitwillig aufgenommen, noch ihnen, sich im Lande niederzulassen, erlaubt haben.

*) Eine der wichtigsten Staatsveränderungen von Japan hat Sullivan gar nicht angeführt; diese nämlich, daß jetzt der Dairo nur noch in Religionsfachen das Oberhaupt der Nation ist, von seiner weltlichen Regierung aber nichts als den bloßen Titel behalten hat. Der weltliche Beherrscher von Japan ist der Cusco, der ehemals bloß den Feldherrn der Dairos vorstellte, aber jetzt schon seit geraumer Zeit sich die unumschränkte Herrschaft über das ganze Land angemacht hat.

Man gewährte ihnen mancherlei Handelsfreiheiten; man ließ es geschehen, daß sie Faktoreien anlegten, und daß ihre Missionärs Proselyten machten. Die gutmüthigen Japaner ahndeten nicht, daß sie eine Schlange in ihrem Busen wärmten, die ihnen mit Verrätherei und Mord lohnen würde.

Wie hätte auch wohl ein Japaneser jemals auf den Gedanken kommen können, daß es ein paar tausend Meilen weit von seinem Vaterlande einen Priester gäbe, der stolz oder thöricht genug wäre, sich die Oberherrschaft über unbekannteste Länder anzumassen, und sie nach eigener Willführ an die Könige seines Welttheils zu verschenken? Und gleichwohl geschah dieses wirklich, und Alexander der sechste ließ im J. 1493 eine Bulle ausgehen, in welcher er, Kraft seiner Machtvollkommenheit den Königen von Spanien alle gegen Westen und den Portugiesen alle gegen Osten gelegnen künftig zu entdeckenden Länder schenkte, und zu gleicher Zeit sie bevollmächtigte, unter Beistand der göttlichen Gnade die Bewohner aller jener Länder zu unterjochen, und mit der katholischen Kirche zu vereinigen.

Diese Handlung des geistlichen Uebermuths, diese grobe Uebertretung der Gesetze, durch welche der Stifter unsrer Religion die Diener des Evangelium zur Demuth und Bescheidenheit verpflichtet hatte, suchte man durch den Ausspruch des

Heiligen Augustin, „daß dem Gläubigen alle Reichthümer der Welt gebühren, der Ungläubige aber nicht einen Pfennig von Rechts wegen besitze,“ zu beschönigen. Die christliche Welt hatte damals wider ein solches Raisonnement nicht das mindeste einzuwenden, und die Monarchen, welche der heilige Vater in seiner Schenkung begünstigt hatte, ermangelten nicht, von selbigen Gebrauch zu machen, und sich ein Geschenk, welches sie von Gott selbst erhalten zu haben wähten, theils durch Gewalt, theils durch Hinterlist zuzueignen.

Die Japaneser, welchen die Schenkung Alexanders des sechsten ganz unbekannt war, nahmen die Fremden, welche durch Unglücksfälle an ihre Küsten getrieben worden waren, mit ofnen Armen auf. Sie suchten ihnen den Aufenthalt in ihrem Lande so angenehm und vortheilhaft als möglich zu machen. Die Portugiesischen Niederlassungen in Japan befanden sich einige Zeit lang im blühendsten Zustande; allein ihr Glück war von keiner Dauer. Die Holländer erschienen in den asiatischen Gewässern; die grausamen Bedrückungen und Verheerungen, welche ihr Vaterland unter der Regentschaft des barbarischen Herzogs von Alba erlitten hatte, waren bey ihnen noch im frischen Andenken, sie dürsteten nach Rache, und unterließen nicht diese an den Portugiesen,

welche jetzt dem spanischen Scepter unterworfen waren, ohne alle Rücksicht auszuüben. Man weiß die grausame Verfolgung, welche in Japan über die dasigen Portugiesen erging; indessen würde es ungerecht seyn, wenn man glauben wollte, daß sie einzig und allein durch die Rabalen und Verleumdungen der Holländer erregt worden sey. Die Portugiesen hatten selbst durch ihre Unflugsheit und durch ihren unüberlegten Religionseifer sehr viel Anlaß dazu gegeben.

Es ist jederzeit gefährlich dem Interesse der Priesterschaft zuwider zu handeln: das hätten die portugiesischen Missionairs wissen sollen. Anstatt aber sich der Mäßigung und Bescheidenheit zu befeißigen, gaben sie bald ihre Unduldsamkeit und Herrschsucht zu erkennen. Die Bonzen sahen es und murrten dawider, demohingeachtet aber griffen die europäischen Priester immer weiter um sich, und so mußten die Beschwerden über sie nothwendig immer mehr über Hand nehmen. Der Haß beider Partheien gegen einander fastete immer tiefere Wurzel, man machte sich die heftigsten Vorwürfe, und weil weder die Missionairs ihrer Herrschsucht, noch die Bonzen ihrem Mißtrauen Schranken zu setzen wußten, so mußte es endlich zu einem öffentlichen Bruche kommen. Jedermann mußte hier Parthei nehmen; niemand durfte neutral bleiben und der Kaiser nebst der ganz

gen Nation mußten thätigen Antheil an diesem Zwiste nehmen.

Religionsstreitigkeiten sind fast nie ohne Blut vergießen entschieden worden. Eben so ging es auch in Japan. Der Kaiser war anfangs bey der Sache gleichgültig, und ließ es geschehen, daß sich die Portugiesen mit seinen von den Holländern verheyratheten Untertanen herumzankten. Er hatte den Grundsatz, daß man in Religionsfachen einem jeden seine eigne Meinung lassen mußte, und eben deswegen hielt er es nicht für gut, daß sich die weltliche Macht in Religionsstreitigkeiten mischte. Indessen war die gegenwärtige Lage der Sachen so beschaffen, daß es endlich einmal zur Entscheidung kommen mußte, und so sah sich der Kaiser endlich, obwohl ungern, genöthigt, den Krieg gegen die Portugiesen, welche der angreifende Theil gewesen waren, zu erklären.

Der Ausgang eines so ungleichen Streites mußte nothwendig, besonders unter solchen Umständen, sehr tragisch seyn. Sechzigtausend Christen kamen theils auf dem Schlachtfeld, theils unter den Händen der Heufer, ums Leben. Keiner entrann, der seinen Landsleuten die Trauerpost hätte bringen können. Die ganze katholische Gemeinde in Japan wurde ausgerottet, alle Spuren des Christenthums vertilgt, und die Wiedereinführung desselben unter Androhung der grau-

samsten Märtern unterfagt. Dies war das Ende der portugiesischen Niederlassung in Japan, die anfangs so günstige Aussichten vor sich hatte.

Das strenge Verfahren der Japaneser gegen die Christen scheint mit ihrem noch heut zu Tage fortdauernden Umgange mit den Holländern im Widerspruch zu stehen, allein dieser Widerspruch ist in der That bloß scheinbar. Die Holländer wissen, wie verhaßt sich der Name der Christen in Japan gemacht hat, und da ihre Absichten bloß auf Handlung und Reichthum gerichtet sind, so vermeiden sie alles, was das Ansehen einer Religionsstreitigkeit haben könnte. Sie sollen sogar, wie man versichert, in Japan die ersten Grundsätze ihrer Religion verleugnen, und wenn einer von ihnen dort befragt wird, zu welcher Religion er sich bekenne, so antwortete er ohne Bedenken: „ich bin kein Christ, ich bin ein Holländer!“

Ich habe schon oben gesagt, daß Leutseeligkeit und Gefälligkeit gegen Fremde die hervorstechendsten Züge im Nationalcharakter der Japaneser sind. Das bezeugen Reisende von allen Nationen, besonders die Engländer, welche Japan besucht haben. Der einzige Fehler, den sie an den Japanesern tadeln, ist dieser, daß sie durchaus keine fremde Geistliche in ihrem Lande dulden wollen, ob sie gleich, nach den Erfahrungen, die sie von dem Charakter der europäischen Priester

gemacht haben, auch hieran nicht ganz unrecht thun, wenn sie sich so viel als möglich vor den fürchterlichen Folgen des blinden Religionseifers und der Priesterwuth in Sicherheit zu stellen suchen.

Kein Volk auf der Erde, wenn wir die südlichen Amerikaner ausnehmen, hat mehr Ursache gehabt den Christen und dem Christenthum zu fluchen, als die Japaneser. „Euer König,“ sagte der Japanische Kaiser zu einem Engländer, welcher um die Erlaubniß eine Faktorei dort zu errichten anhält, „dem König (Karl II) ist mit der Tochter des Portugiesischen Königs vermählt, dessen Unterthanen über mein Reich alle Greuel der Verwüstung und des bürgerlichen Kriegs gebracht haben. Vielleicht sind die Unterthanen deines Herrn eben so grausam und blutdürstig, als diejenigen, an deren Stelle sie nun treten wollen. Ich werde es also nicht geschehen lassen, daß sie in meinem Reiche sich der Handlung wegen niederlassen. Geh in dein Land zurück, welches, wie ich weiß, von lauter Christen bewohnt ist. Was du hier brauchst, soll dir gereicht werden. Ich wünsche dir alles Glück auf den Weg: gern gewährte ich dir mehr als Wünsche, allein das Blutvergießen, welches die Christen in meinem Lande angerichtet haben, verbietet mir Leuten einen freien Zutritt zu ver-

„stätten, deren Andenken Japan immerdar ver-
 „fluchen muß, so lange es noch einen Sohn hat,
 „dessen Verlust es betrauren könnte.

Ich muß noch erinnern, daß Japan zu ver-
 schiednen Malen unter Chinesischer Herrschaft ge-
 standen, und auch einmal einen Versuch gemacht
 hat, China zu unterjochen. Die Japaneser hats-
 ten die Absicht durch die Halbinsel Korea einzudringen,
 und wären ohne Zweifel in ihrer Unter-
 nehmung glücklich gewesen, wenn nicht die helden-
 muthige That eines patriotischen Koräen ihre
 Absichten vereitelt hätte. Dieser Mann, einer
 von den Edeln seiner Nation, wußte, daß der
 glückliche Ausgang der ganzen Unternehmung von
 einem Entwurfe abhing, den der Kaiser gemacht,
 und ihm insgeheim vertrauet hatte. Er ließ ei-
 nen Becher mit einem vergifteten Getränk bring-
 en, den er zur Hälfte austrank und dem Kai-
 ser zubrachte. Dieser nahm den Becher ohne
 Bedenken, trank, und starb bald drauf so wie
 sein Vergifter, unter den heftigsten Schmerzen.

Bier und zwanzigstes Fragment.

Tunkin, welches ehemals unter Chinesischer Vormüßigkeit stand, ist jetzt, schon seit mehreren Jahrhunderten, ein unabhängiger Staat. Gegen Morgen und Mitternacht gränzt es an China, gegen Abend an das Königreich Brama, gegen Mittag an den Meerbusen von Cochinchina. Das Klima dieses Landes ist heiter und gemäßiget. Viele Flüsse bewässern es, und ein immerwährender Frühling scheint daselbst gleichsam seinen Wohnsitz aufgeschlagen zu haben.

Wir haben wenig zuverlässige Nachrichten von Tunkin, weil die Europäer nur selten in dieses Land kommen. So viel wissen wir, daß die Tunkineser ein gutartiges, arbeitsames und dem Ackerbau sehr ergebnes Volk sind, und daß die Regierungsform fast eben so wie in China beschaffen ist. Die Tunkineser sind bey aller übrigen Ähnlichkeit mit den Chinesern diesen doch an Tapferkeit und kriegerischen Talenten sehr überlegen, durch deren Hülfe sie sich auch dem Scepter ihrer ehemaligen Beherrscher entzogen und ihre gegenwärtige Unabhängigkeit behauptet haben.

In Tunkin ist der Stand der Krieger sehr geehrt, aber nichts weniger als einträglich. Gleich-

wohl darf ein Mann, der zu dieser Klasse der Nation gehört, wenn das Land gleich von allen Seiten Frieden hat, kein andres Geschäft treiben, er darf auch nicht handeln, noch sonst etwas vornehmen, wodurch er seine Glücksumstände verbessern könnte; denn dadurch würde er seinen Stand auf immer entehren. Diese Einrichtung ist weder weise noch billig. Der Vertheidiger seines Vaterlandes ist berechtigt von selbigem hinreichenden Unterhalt zu fordern; und wenn ihm der Staat diesen nicht auf öffentliche Kosten zugestehen will, so sollte ihm doch wenigstens nicht verwehrt seyn, durch andre Beschäftigungen, wenn sie nur neben seinen wichtigsten Pflichten bestehen können, für seine und seiner Familie Bedürfnisse zu sorgen.

Der König, der Adel und das Volk von Sunkin stellen in ihren gegenseitigen Verhältnissen gegen einander fast eben das vor, was sonst die allermeisten Europäischen Staaten waren und jetzt noch einige derselben sind. Das Lehnsystem ist hier mit allen seinen Unvollkommenheiten zu Hause. Der König herrscht zwar der Regel nach unumschränkt, allein der Adel sucht seine Macht bey allen Gelegenheiten zu beschränken, so wie auch wiederum der König mit eifersüchtigem Auge über die Handlungen der Großen wacht. Das Volk, welches sowohl von dem Könige als von dem Adel

bedrückt wird, ist nichts besser als Leibeigene. Die Landleute müssen drei Monate im Jahre der Krone, und drei Monate ihren Gutsbesitzern persönliche Frohndienste verrichten: so daß ihnen zu ihrem eignen Gebrauch und zu Bestellung ihrer Aecker nur sechs Monate übrig bleiben.

Ohne mich hier auf umständliche Betrachtungen über das Lehnsystem, und die mit selbigem verwandten Regierungsformen einzulassen, will ich nur erinnern, daß eine partielle Sklaverei oder Dienstmannschaft, wie sie in Tunkin eingeführt ist, immer noch ein Beweis von mehrerer Kultur ist als die unumschränkte Leibeigenschaft, welche ehemals im ganzen Europa, und bis aufs Jahr 1574 wo die Königin Elisabeth viele von ihren Kronbauern frey ließ, selbst in England gewöhnlich war.

In Rußland *) ist die persönliche und erbliche Leibeigenschaft noch heut zu Tage anzutreffen. Die Bauern, die zu einem Gute gehören, werden mit diesem zugleich verkauft, und in dem Inventarium eben so wie das vorrätliche Vieh mit berechnet. So tief ist der Mensch in einigen Ländern gesunken; noch mehr aber verkennt man seine natürlichen Rechte in Amerika, wo Euro-

S 2

*) Und, leider auch noch in vielen deutschen Provinzen.

päer, welche auf alle Tugenden des geselligen Lebens, auf Freiheitsgefühl und Menschenliebe Anspruch machen wollen, unglückliche Negern bei tausenden kaufen und verkaufen, und oft unbarmherziger als das Vieh behandeln.

Ich weiß wohl, daß man diesen abscheulichen Handel durch Vorschützung einer unvermeidlichen Nothwendigkeit zu vertheidigen sucht. Wie kann ich aber mir die Schmerzen und Qualen denken, welche wir selbst bey dem Verlust unsrer Kinder, Gatten und Freunde fühlen, ohne zu glauben, daß die armen Afrikaner wohl eben so viel als wir bey dem Verlust der ihrigen, empfinden müssen, die nicht etwa der Tod ihrem Leiden entreißt, sondern größeres Elend als dieser, immerwährende Sklaverey, und unmenschliche Begegnung von Seiten ihrer fühllosen Tyrannen erwartete?

Der erste barbarische Kontrakt, welcher den Rechten der Menschheit zum Hohn geschlossen wurde, war derjenige den Frankreich mit Spanien einging. Die Franzosen machten sich verbindlich jährlich eine gewisse Anzahl Negern, nämlich 38000 während des damaligen Krieges, und 48000 künftig in Friedenszeiten aus Afrika abzuholen, und nach Südamerika zu führen. Ein ähnlicher Kontrakt wurde nachher auch in England unter der Regierung der Königin Anna

förmlich geschlossen. Der erste Artikel desselben verordnete, daß binnen einer gewissen Anzahl von Jahren 144000 Negern nach Amerika geführt werden sollen, um daselbst den Abgang der eingebornen Landeseinwohner, welche die Spanier abgeschlachtet hatten, zu ersetzen.

Dies ist aber noch bey weitem nicht die vollständige Schilderung der Sklaverey, zu welcher diese Kontrakte oder Assientos die armen Negern bestimmten. Diese Elenden wurden in ein ungesundes Klima versetzt, man gab ihnen untaugliche und ihrem Körper nicht angemessne Nahrungsmittel; sie wurden zur Arbeit in den Bergwerken gebraucht, wo sie beständig die giftigsten Dünste einathmen mußten. Alle diese Umstände zusammen genommen machten, daß kaum einer von dreien das erste Dienstjahr überlebte. — Kann ein Mensch, der nur einiges Gefühl hat, alles dieses sich denken, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden. Ewige Schande ist es für die Europäer, daß nur sie, nur sie allein unter allen Völkern des Erdbodens so abscheulicher die Menschheit entehrender Gesinnungen und Handlungen fähig sind, daß nur sie den Charakter der Freyheitsliebe und Menschlichkeit, den sie sich selbst beilegen, durch ihre Thaten so sehr verleugnen!

Fünf und zwanzigstes Fragment.

Ich kehre hier von dem Abwege, auf welchen ich beiläufig gerathen war, zu dem Punkte, von welchem ich ausging, zurück. — Das Betragen der Sunkineser ist ernsthaft, höflich und bescheiden. Sie sind größtentheils Anhänger der Lehre des Kong-fu-tse, dessen Andenken bey ihnen in großer Achtung steht. Der Glaube an eine Seelenwanderung ist der vornehmste Artikel ihres Religionsystems, welches überhaupt besser geordnet und zusammenhängender, als das Chinesische ist. Ihre Bonzen oder Priester haben meistens einen bessern Charakter, und stehen bey der Nation in größerm Ansehen, als in China. Was Tavernier von der Anzahl der Opfer meldet, welche die Priester, besonders bey der Ehrenbesteigung eines neuen Königs, bringen, ist fast unglaublich; er versichert, einer von diesen Königen habe, um von den Göttern eine glückliche Regierung zu erbitten, hunderttausend Thiere verschiedener Art opfern lassen.

Auf alle Fälle ist der Aberglaube in Sunkin weit mehr, als in China eingerissen. Durchgängig und überall findet man, daß die Dummheit und der Aberglaube unter dem gemeinen Mann desto größer ist, je reicher und mächtiger die Pries-

ster sind. Mansell der Hauskaplan Heinrichs des dritten, Königs von England, hatte sieben hundert Pfründen für seine eigne Person; und nie hat Aberglaube und Barbarei unumschränkter als damals, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, alle Köpfe der Englischen Nation beherrscht *).

- *) Die englische Klerisey fing, als sie reich und mächtig geworden war, sehr bald an sich den Vorzug vor allen andern Ständen anzumassen. Was ihnen die Gutwilligkeit der weltlichen Regierung zugestanden hatte, das gaben sie für ein nach göttlichen Rechten ihnen zuständiges Eigenthum aus, von welchem sie keiner weltlichen Obrigkeit Rechenschaft ablegen durften; und um ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, berufen sie sich auf die bekannte Stelle: „Tastet meine Gesalbten nicht an, und thut meinen Propheten kein Leid.“ Wie tief die Nation damals in Unwissenheit und Aberglauben versunken war, kann man schon daraus sehen, daß jeder der lesen konnte, eo ipso als ein Klerikus angesehen wurde, und zu geistlichen Pfründen gelangen konnte. Die Zeiten, wo man so dachte und entschied, sind nun längst vorbei, und aus den Begebenheiten der folgenden Jahrhunderte kann man sehen, daß obgleich ein so verderbliches Ding, als eine im Staate und vom Staate lebende und doch von seinen Gesetzen unabhängige Gesellschaft ist, einige Zeit lang wirklich bestehen kann, dennoch die Existenz derselben hinweg-

Von der Erziehungsmethode der Tunkinesen, und den Kenntnissen, welche man sich bey diesem Volke erwerben muß, um zu Staatsbedienungen gelangen zu können, gilt eben das, was ich über diese Gegenstände in den Fragmenten die von China handeln, gesagt habe. Die Rechtswissenschaft, die Heilkunde und die spekulativen Wissenschaften werden in Tunkin eben so eifrig, und mit eben so viel Glück als in China betrieben.

Die Vielweiberei ist in Tunkin gewöhnlich, und für das weibliche Geschlecht noch drückender als in China, denn der Mann kann sich von seinen Weibern scheiden, sobald er ihrer überdrüssig, obgleich umgekehrt die Weiber sich nicht nach Willkühr von ihren Männern trennen dürfen.

fallen muß, wenn Wissenschaften und vernünftige Religion festen Fuß fassen, und die Nation ihren eignen Vortheil kennen lehren. Jede bürgerliche Gesellschaft gründet sich auf den Vertrag, daß jedes einzelne Mitglied unter der Bedingung, daß es dem gemeinsamen Willen der Gesellschaft gehorche, des Schutzes aller übrigen Mitglieder genießen soll. Der gemeinsame Wille der Gesellschaft ist in den Gesetzen ausgedrückt, und die Aufrechthaltung und Vollziehung derselben ist der Gegenstand, auf welchen die vereinigten Kräfte der Gesellschaft gerichtet seyn müssen.

Vorfaf.

Tunkin ist nicht das erste noch einzige Land, wo diese Gewohnheit üblich ist; wir finden unter den Mosaischen Gesetzen eins, welches ebenfalls eine solche freywillige Scheidung des Mannes von seinen Weibern gut heißt. „Wenn ein Mann,“ heißt es daselbst, ein Weib genommen hat, und „sie findet nicht Gnade vor seinen Augen, so soll „er ihr schreiben einen Scheidebrief, den gebe er „ihr in die Hand, und schicke sie aus seinem „Hause.“ Man sieht hieraus, daß die Israeliten gegen das weibliche Geschlecht eben so wenig Achtung als die Tunkinesen gehabt haben müssen.

Nicht nur die Vielweiberei ist in Tunkin eingeführt, sondern die Männer sind daselbst auch zu einer unumschränkten Gewalt über das andre Geschlecht und zu allem Mißbrauch derselben berechtigt. Nirgends kann sich wohl dieses Geschlecht in einer traurigern und drückendern Verfassung befinden als in Tunkin. Opfer des Eigensinns und der Tyrannei der Männer, die mehr ihre Gebieter als ihre Gatten sind, zu immerwähren dem Gefängnisse und trauriger Einsamkeit verdammt, jetzt geliebt, und vielleicht in wenig Augenblicken verabschiedet, gezwungen die Untreue des stärkern Geschlechts ohne Murren und mit stummer Unterwerfung zu ertragen, und dennoch, wenn sie selbst sich einer Untreue schuldig machen, zur grausamsten Todesstrafe verurtheilt: das ist das

traurige Gemälde von dem Zustande, in welchem sich die Weiber in Sunkin befinden.

Sechs und zwanzigstes Fragment.

Die Sunkinesen, welche eben so wie die Einwohner von China an öffentlichen Feierlichkeiten viel Geschmack finden, haben deren doch einige, welche vernünftiger sind, und vielleicht auf das Wohl der Gesellschaft mehr Einfluß haben als die Chinesischen. Ich will hier nur eins von diesen Festen beschreiben, welches zu Anfang jedes Jahrs auf einer großen Ebne bey der Hauptstadt in Gegenwart des Königs und des gesammten Adels gefeiert wird. Auf dem ganzen Platze sind hier und da Altäre errichtet, auf welchen die Namen der Krieger eingegraben sind, deren Andenken man sie widmet. Viele Tage nach einander werden diese Altäre aufs schönste geschmückt, und unablässig Opfer auf ihnen dargebracht. Zuletzt nähert sich der König diesen Altären. Bey jeglichem derselben verweilt er insbesondre, um dem Krieger, dessen Namen der Altar führt, eine Lobrede zu halten, seine Thaten zu preisen, und sie als Muster der Nachahmung zu empfehlen. Den Beschluß macht ein feierliches Gebet, welches die ganze Versammlung an die Götter, als die Schüt-

her und Belohner des Verdienstes und der Bürger-
 gertugend richtet.

Ich wende mich von Tunkin, nach Kochin-
 china, welches von erstgedachtem Reiche nur durch
 einen Fluß getrennt ist. Die regierende Familie
 und der ganze Adel des Landes ist von Tunkiner
 sischer Abkunft. Zu einer Zeit, wo Tunkin durch
 bürgerliche Kriege zerrüttet wurde, flüchteten vie-
 le Einwohner dieses Landes nach Kochinchina, wo
 sie von der zwar noch halbwildem aber gutmüthi-
 gen Nation mit großer Ehrfurcht aufgenommen
 wurden, und Landeigenthum, Ansehen und alles,
 was sie sich nur wünschen konnten, erhielten.
 In wenig Jahren hatten sich die neuen Ankömmlinge
 so sehr ausgebreitet und waren so mächtig
 geworden, daß es ihnen sehr leicht wurde, sich die
 einheimischen Landesbewohner ganz unterwürfig zu
 machen und ihnen Gesetze vorzuschreiben.

Die Staatsverfassung war sonst in Kochin-
 china bis auf einige Einschränkungen ganz demo-
 kratisch. Der Ackerbau, die Jagd, und die Fi-
 scherei, waren die einzigen Beschäftigungen der
 Einwohner. Die Tunkiner haben jedoch in ver-
 schiednen Stücken mehr Verfeinerung und Kultur
 eingeführt, die Nation mit den Vortheilen des
 geselligen Lebens mehr bekannt gemacht, und ihre
 Betriebsamkeit mehr aufgemuntert. Der Handel
 blühte sonst in diesem Lande und noch vor wenig

gen Jahren befand es sich in der glücklichsten Verfassung. Man rühmte in Europa die Gastfreiheit, die Sitteneinfalt der Kochinneser und ihre von allem Argwohne entfernte Zutraulichkeit gegen Fremde. „Wer zu uns kommt, sagten sie, und Zutrauen zu unsrer Redlichkeit hat, den müssen wir lieben, und unsrer Dankbarkeit so wohl als unsrer Achtung werth schätzen.“ — Diese glückliche Verfassung und Denkungsart der Nation scheint sich jedoch ihrem Ende zu nähern. Aus den neuesten Nachrichten wissen wir, daß Kochinchina jetzt von einem despotischen Fürsten beherrscht wird, und daß es wahrscheinlich auf immer um die Freiheit dieses Landes geschehen ist.

Sieben und zwanzigstes Fragment.

Ich soll mich jetzt von Kochin, china nach Kambodia, Siam, Pegu, und Aracan wenden, um die Sprache, Gewohnheiten und Religionsmeinungen dieser Länder zu betrachten. In der That aber ist uns die Verfassung derselben so wenig bekannt, und die Anarchie, in welcher sie sich so oft befunden haben, läßt so wenig bestimmte Untersuchungen zu, daß hier eine ziemliche Lücke in der Geschichte der Nationen übrig bleibt, welche künftigen Beobachtern zur Ausfüllung aufbehalten ist.

Es ist nicht nöthig die Gränzen eines jeden von diesen Königreichen zu bestimmen; es ist genug hier anzumerken, daß sie insgesammt der Reihe nach zwischen Kochin-China, Bengalen und der Halbinsel Malakka liegen. Die Einwohner dieser Länder sind einander in Gesichtszügen, Leibesbeschaffenheit und Temperament so ähnlich, daß man sie für ein Volk halten sollte. Sie bewohnen einen sehr fruchtbaren Erdstrich, der aber doch nur kurzlich seine Inhaber nährt, weil diese dem Müßiggang ergeben sind, Räuberei der Arbeit vorziehen, und von dem Joche des Aberglaubens und Despotismus aufs härteste gedrückt werden. Traurig genug ist es, daß Völker, an welche die Natur alle ihre Reichthümer verschwendet hat, sich sogar wenig durch sich selbst auszeichnen, und in der Geschichte der Menschheit einen fast namenlosen Platz einnehmen. Da sie von Betriebsamkeit und Kunstfleiß gar nichts wissen, so ist es nicht zu verwundern, wenn jene Länder nur sparsam bevölkert, und größtentheils öde, oder mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt sind, in welchen reißende Thiere und Schlangen hausen.

Ich kann diese Gegenden nicht verlassen, ohne noch etwas über ein Geschöpf zu sagen, welches zu mancherley Streitigkeiten unter Naturforschern und Philosophen Gelegenheit gegeben hat. Ich meine den Orang-Outang, oder den

fogenannten Waldmenschen, welcher in den südlichen Ländern von Asien sehr häufig gefunden wird. Dieses Thier gehört, wie die Untersuchungen eines großen Bergliederers *) beweisen, zu dem Geschlecht der Pavians, oder der großen kurzgeschwänzten Affen. Es hat wie diese Hände, Ohren, Augen und Augenlieder, welche den menschlichen sehr ähnlich sind, und äussert einige Fähigkeiten, welche man beinahe für vernunftähnlich halten sollte. Der Orang: Outang kommt wirklich unter allen Thieren dem Menschen am nächsten. Er wird drei bis sieben Fuß hoch, und ist mit einem Haar bedeckt, das mehr dem menschlichen als dem Haare der Thiere gleicht. Seine Zunge und alle seine Stimmwerkzeuge sind eben so wie beim Menschen gebildet **), und dennoch mangelt ihm das Vermögen zu sprechen, oder artikulirte Töne zu bilden. Sein Gehirn ist

*) Vermuthlich meint Sullivan seinen Landsmann Tyson, dessen anatomische Beschreibung des Orang: Outang doch in Vergleichung mit der Camperschen sehr unvollkommen ist.

Uebers.

**) Camper hat das Gegentheil gezeigt, und sogar aus der Bildung des Stimmorgans beim Orang: Outang unwidersprechlich bewiesen, daß dieses Thier ganz unfähig sey, artikulirte Töne von sich zu geben.

Uebers.

ebenfalls so wie das menschliche organisiert, und dennoch können wir ihm keine Vernunft zugestehen. Er ist gedultig, gelehrig, gutmüthig, und sein Betragen hat etwas trauriges und melancholisches, gleichsam als ob er sich seines unvollkommenen Zustandes bewußt wäre.

Von dieser Beschreibung ist diejenige, welche der heilige Hieronymus von dem Drangoutarg macht, ziemlich verschieden. „Dem heiligen Einsiedler Antonius, sagt er, begegnete einmal auf einer Reise durch die Aegyptischen Wüsteneien ein Satyr, oder ein kleiner Mensch mit Ziegenfüßen, frummer Nase, und Hörnern auf der Stirne. Antonius fragte ihn, wer er sey? der Satyr antwortete; ich bin ein sterblicher, einer von den Bewohnern dieser Wüste, welche die blinden Heiden unter dem Namen der Faunen und Satyren verehrten. Meine Brüder haben mich abgeschickt, um dich zu ersuchen, daß Du für uns zu Gott betest.“ — Der heilige Hieronymus ist wegen seiner Kenntnisse in der Naturkunde eben nicht sonderlich berühmt, doch will ich meinen Lesern in der Bestimmung dessen, was sie glauben sollen, nicht vorgehen. Ich überlasse es ihrer eignen Wahl, ob sie lieber den Ausspruch des Kirchenvaters, auf sein Wort und auf Bürgschaft seiner Heiligkeit für untrüglich halten, oder, nach Anleitung der

gefunden Vernunft, und neuerer Erfahrungen, den Orang: Outang als eine besondere vom Menschen verschiedene Thiergattung ansehen wollen.

Acht und zwanzigstes Fragment.

An einem andern Orte habe ich schon im Vorbeigehn etwas von den verschiednen Racen des Menschengeschlechts erwähnt, und zugleich erinnert, daß die Abstufungen und Uebergänge zwischen selbigen zum Theil noch nicht ganz genau bestimmt sind. Der Orang: Outang gehört zwar, wie ich gesagt habe, zu einer von dem Menschen verschiednen Gattung, doch nähert er sich dem Menschen unter allen Thieren am meisten.

Es läßt sich nicht genau bestimmen, welches die unvollkommenste und niedrigste Race des Menschengeschlechts sey, doch scheinen die Einwohner von Mallikollo, Tanna und Neu Caledonien im Südmeer, dem Ideal, das wir uns von einer solchen Race machen müssen, am meisten zu entsprechen. Diese Leute sind, wie wir aus den Nachrichten der neuesten Weltumsegler wissen, am ganzen Leibe und selbst am Rücken behaart, ihre Köpfe sind besonders gestaltet, indem die Stirne und der ganze Schädel sehr niedrig und nach hinten

ten zu flach gedrückt ist; mit einem Worte sie haben in ihrer ganzen Bildung sehr viel thierisches und affenähnliches.

Die Mallikollesen, Lannesen und Neufalesdonier sind jedoch nicht die einzigen affenähnlichen Völker. Zu dieser Menschenrace kann man vielleicht auch die Quojas, Morros aus Afrika rechnen *). Eins von diesen Geschöpfen wurde vor geraumer Zeit aus Kongo nach Holland in die Menagerie des Erbstatthalters Friedrich Heinrich gebracht. Es war ohngefähr so groß als ein dreijähriges Kind, mäßig fett, aber stark von Gliedern. Der vorderste Theil des Leibes war ganz nackt, der Rücken aber überall mit schwarzem Haar bedeckt. Das Gesicht war, bis auf die sehr plattgedrückte Nase, menschenähnlich. Auch die Ohren waren den menschlichen ähnlich; die Brüste voll und rund, der Nabel vertieft, die Schultern gut gebaut, die Waden stark und fleischig, und die Hände mit Fingern und Daumen versehen. Dieses Thier ging auf zween Füßen aufrecht, und konnte ziemlich schwere Lasten von

*) Der Verf. meint hier den Jocko, eine Art kleiner Pavians, welche wirklich in der Gesichtsbildung viel menschenähnliches hat, aber eben so wenig als der Orang-Outang zur Menschengattung gehört.

der Erde aufheben, und von einer Stelle zur andern forttragen.

Die sonderbarste Menschenrace sind unstreitig die Albinos, welche man in Afrika und auf der Landenge Darien gefunden hat. Zween sehr beliebte Schriftsteller haben uns nach den Berichten der Reisebeschreiber und Naturforscher eine vollständige Schilderung von den Albinos entworfen. „Die afrikanischen Albinos, sagt Voltaire, sind so schwächlich, daß sie sich von den Hölen, worin sie leben, nicht sehr weit entfernen können. Zuweilen werden sie jedoch von den Negern eingefangen, und von den Europäern der Seltenheit wegen gekauft. Ich habe selbst zwey von diesen Geschöpfen gesehen. Diejenigen, welche die Albinos für Zwergnegern halten, die durch eine Art von Aussatz ihre natürliche schwarze Farbe verloren haben, könnten mit eben so viel Grund auch behaupten, die Negern wären weiße Menschen, die der Aussatz geschwärzt habe. Ein Albino hat eben so wenig Aehnlichkeit mit einem guineischen Neger, als mit einem Engländer oder Spanier. Ihre weiße Farbe hat mit der unsrigen gar nichts gemein; sie fällt gar nicht fleischartig aus, hat keine Beimischung von braun oder roth, und man kann sie nur etwa mit der Farbe der Leinwand oder des gebleichten Wachses vergleichen. Ihre Haupt-

„haare und Augenbraunen sind so weich wie die
 „feinste Seide, und ihre Augen sind so roth wie
 „Rebhüneraugen. In der Größe und Bildung
 „haben sie einige Aehnlichkeit mit den Lappländern,
 „dern, ihr Kopf aber ist ganz besonders, und
 „viel anders als bey allen andern Menschen ge-
 „baut. Sie haben fast nichts menschenähnliches
 „außer der Gestalt und der Fähigkeit zu spre-
 „chen und zu denken, wiewohl sie in Ansehung
 „der letztern tief unter uns stehen.“

Dieser Beschreibung will ich diejenige an die
 Seite setzen, welche Robertson von den kleinen
 zwergartigen Albinos in Amerika giebt. „Lyonel
 „Waser, sagt dieser berühmte Geschichtschreiber,
 „entdeckte auf der Landenge Darien eine kleine
 „sehr sonderbare Völkerschaft, welche sich durch
 „ihre zwergartige Gestalt, körperliche Schwäche und
 „milchweiße mit keinem Roth gemengte Farbe aus-
 „zeichnet. Die Haut ist bey diesen Menschen
 „mit feinen flaumartigen und freideweißen Haars-
 „ren bedeckt, eben diese Farbe haben auch die
 „Haare auf dem Kopfe, an den Augenbraunen
 „und Augewimpern. Ihre Augen haben eine
 „besondre Gestalt und Farbe, so daß sie das Son-
 „nenlicht schwer vertragen können, am hellsten
 „aber beim Mondschein sehen, so wie sie über-
 „haupt in der Nacht am muntersten und aufges-

„räumtesten sind. In keiner andern Gegend von
 „Amerika hat man solche Menschen je gesehen;
 „doch fand Cortes in des Montezuma Sammlung
 „von seltnen Thieren einige Geschöpfe, welche
 „den ebengedachten Albinos von Darien ziemlich
 „ähnlich waren.“

Die Beschreibungen der Albinos, welche ich hier eingeflochten habe, können uns ein neuer Beweis seyn, daß es viele Dinge in der Welt giebt, wovon sich unsre Philosophen nichts träumen lassen und daß wir unmöglich genau bestimmen können, wo eine Gattung aufhört und die andre anfängt *).

*) Man hat sich durch neuere und zuverlässige Beobachtungen genugsam überzeugt, daß die Albinos oder Kakerlaken keine eigne Menschensrace ausmachen; und daß die besondre Farbe ihrer Haut und ihrer Augen so wie auch ihre Verstandeschwäche wirklich einer Krankheit zuzuschreiben sey. Voltaires Spott über diese Meinung kann sie nicht widerlegen, da sie auf Thatsachen und Erfahrungen sich gründet. Voltaire war eben so wenig Naturforscher als der heilige Hieronymus; — und, was noch schlimmer ist als das, er glaubte nicht selten, gründliche Zweifel gegen seine Meinungen und Erfahrungen, die man seinen Raisonnements entgensetzte, müßten aufhören.

Verschiedne Schriftsteller, und unter ihnen auch Voltaire, tragen kein Bedenken, beyde hier beschriebne Arten von Albinos zur Menschengattung zu zählen, und selbst den Orang: Outang für ein menschliches, obgleich sehr ausgeartetes, Geschöpf zu halten. Man hat diese Meinung mit vieler Hestigkeit bestritten, weil es gegen die Würde des Menschen zu seyn schien, eine Verwandtschaft zwischen ihm und jenen Kreaturen einzugesuchen.

So viel ist wohl gewiß, daß der Bau des Körpers und seiner Theile bey dem Orang: Outang sehr viel Aehnlichkeit mit dem menschlichen hat. Der große Unterschied zwischen beiden beruht darauf, daß der Orang: Outang keine Vernunft haben, und zum Sprechen ganz ungeschickt seyn soll. Ich weiß aber nicht, ob es auf diesem Wege möglich seyn möchte, die ursprüngliche Verschiedenheit zwischen unserer Gattung und dem Orang: Outang ausser Zweifel zu setzen *). Die

ren Wahrheit zu seyn, wenn er sie lächerlich machen könnte.

Uebers.

*) Ich bedaure, daß Sullivan hier den Weg der Wahrheit verläßt, den er im vorhergehenden Fragmente eingeschlagen hatte. Annäherung ist noch nicht Gleichartigkeit. Der Orang: Outang mag immer das Thier seyn, das sich auf der Stufenleiter der lebendigen Erdbewoh-

Sprache mag dem Menschen natürlich seyn oder nicht, so ist doch so viel gewiß, daß er sie nur durch Nachahmung erlernt. Könnte man also nicht noch muthmaßen, daß sich der Mensch durch gefelliges Leben und durch die Fähigkeit seines Geistes Ideen zu sammeln, und aufzubewahren, nach und nach weit über den Zustand, in welchem er sich ursprünglich, und von Natur befand, emporgeschwungen habe, und daß sein Vorzug vor den mit ihm verwandten Gattungen, bloß das Resultat der Kultur und Erfahrung sey? Ich glaube, eine Vermuthung dieser Art ist immer noch viel vernünftiger als die des Deskartes, welcher alle Thiere, so nahe sie auch mit dem Menschen verwandt sind, für nichts als bloße Maschinen hält.

ner dem Menschen am meisten nähert. Demz obngeachtet kann er nie zu einer Gattung mit ihm gerechnet werden, muß immer unendlich weit von ihm unterschieden seyn, so lange es gewiß ist, daß ihm die Vernunft- und Sprachfähigkeit, der Hauptcharakter der Menschheit, gänzlich fehlt.

Uebers.

Neun und zwanzigstes Fragment.

Ich wende mich nunmehr zur Betrachtung einer zahlreichen Völkerschaft, deren Sitten und Charakter man immer sehr ungünstig, und mit gänzlicher Hintansetzung jener Unpartheilichkeit, die man jeder Nation schuldig ist, beurtheilt hat. Je größer die Anzahl der Mitglieder eines Volks ist, desto größer und mannichfaltiger muß auch die Verschiedenheit ihrer Sitten und Gemüthsart seyn, und desto behutsamer muß auch der Beobachter in Beurtheilung eines solchen Volks seyn, denn es ist ja sehr natürlich, daß die Fehler oder Vollkommenheiten einiger einzelnen unmöglich den Maasstab angeben können, nach welchen sich der moralische Werth mehrerer Millionen bestimmen ließe.

Das Land der Malayen nimmt den größten Theil der Indischen Halbinsel jenseit des Ganges ein. Ein ewiger Frühling herrscht in diesem reizenden Lande, und ob es gleich im heißen Erdgürtel, dicht am Aequator liegt, so hat es doch Thau und Regen die Fülle. Die meisten Inseln des indischen Meers sind ebenfalls von Malayen bevölkert.

Die mahomedanische Religion wurde bald nach der Stiftung derselben unter den Malayen

bekannt, und von ihnen fast durchgängig angenommen. Dadurch wurden jedoch ihre Regierungsgrundsätze nicht abgeändert; denn noch heut zu Tage ist die alte Staatsverfassung, nämlich das Lehnsystem, jedoch ohne erbliche und persönliche Leihenschaft in allen Ländern der Malayen eingeführt.

Sehr ungerecht ist es, wenn man die Malayen Wilde nennt; sie verdienen in der That den Namen eines gesitteten und kultivirten Volks. Zwar sind ihre Häuser meistens aus Schilf und Rohr gebaut, und ihre Kleidung ist ganz kunstlos, allein eben dieses scheint mir nicht sowohl ein Beweis der Wildheit oder Barberei als die Wirkung des heißen Klima und des allgemeinen Hanges zur Ruhe und Gemächlichkeit zu seyn. Es fehlt aber auch unter den Malayen nicht an gut gebauten Städten und andern Beweisen einer nicht unbeträchtlichen Kultur. Der Stadt Achem sieht man es noch in ihrer jetzigen Beschaffenheit an, daß sie lange vor der Ankunft der Europäer in Ostindien ein wichtiger Platz gewesen seyn muß.

Der Handel ist das sicherste und gewisseste Mittel zur Bervollkommnung des gesellschaftlichen Lebens; und auf diesem Wege haben die Malayen schon seit den ältesten Zeiten zu einem gewissen Grade der Kultur und Sittenverfeinerung

gelangen können. Von jeher handelten sie mit den ältesten kultivirten Völkern, die wir aus der Geschichte kennen; mit den Hindus und den Chinesern; und es läßt sich gar nicht denken, daß dieser Umgang bei ihnen nichts gefruchtet haben sollte. Das Gegentheil läßt sich schon aus ihrer Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit in Handlungsgeschäften schließen. Sie sind von allem Argwohn und Mißtrauen weit entfernt; oft kaufen sie Handelsleuten, die sie vorher nie sahen, bloß auf mündliche Versicherung derselben, die Waaren, deren sie bedürfen, ab; und ob sie gleich von den Gebräuchen anderer Völker nichts wissen und die Lage ihres Landes ihnen die Hofnung zur Entschädigung, wenn sie übervorthelt würden, ganz abschneidet, so ahnden sie doch niemals üble Absichten und Betrug, so wenig als sie glauben können, daß man sie selbst derselben fähig halte.

Man wird vielleicht dieser Schilderung, die ich von den Malayen entworfen habe, widersprechen; allein ich habe Beweise genug vor mir, um sie rechtfertigen zu können. Die Europäer sind von der Redlichkeit der Malayen so sehr überzeugt, daß sie die Beutel mit Goldstaube, welche sie von ihnen einhandeln, niemals öffnen noch visitiren, und ich habe noch nie gehört, daß sie

sich in diesem Vertrauen durch Betrügeren der Malayen getäuscht gefunden hätten.

Ich muß bei dieser Gelegenheit erinnern, daß der größte Theil des Goldstaubes, der nach Indien gebracht wird, von Achem, einer Stadt an der nordwestlichen Küste von Sumatra, kömmt. Ich will nicht entscheiden, ob dieses das Ophir sey, wohin Salomons Schiffe segelten; so viel ist gewiß, daß ein Berg in der Nachbarschaft des Hafens von Achem, von den Einwohnern Ophir genannt wird; es bleibt aber doch immer noch ungewiß, ob sie diesen Namen erst durch die Europäer oder Tyrier kennen gelernt haben, oder ob selbiger dem Berge ursprünglich eigen sey.

Dreißigstes Fragment.

In dem Innern einiger Malayischer Inseln wohnen Menschen, welche in Bildung, Sprache und Sitten nicht nur von den Malayen selbst, sondern auch von allen übrigen morgenländischen Völkern ganz verschieden sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie die ursprünglichen Einwohner dieser Länder, man kennt sie aber bis jetzt noch zu wenig, als daß ich mehr von ihnen melden könnte, und ich muß mich daher bloß auf die Küstenbewohner einschränken.

Die Malanische Sprache ist so harmonisch und so reich an sanften gefälligen Tönen, als kaum die Italianische es seyn kann. Nach Taverniers Bericht, war sie zu seiner Zeit die allgemeine Landessprache in der ganzen Halbinsel jenseits des Ganges, und selbst in einem Theile der Staaten des Grossmoguls, wo man sie wegen ihrer Anmuth weit mehr, als in Europa Griechisch und Latein, studirt. Sonderbar ist es, daß es keine eigenthümlichen Schriftzeichen für diese Sprache giebt. Die Malayen schreiben mit Buchstaben, welche größtentheils aus dem Arabischen entlehnt sind.

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß freie und unabhängige Völker vorzügliches Talent und Neigung zu Werken der Dichtkunst haben *).

*) Diese Bemerkung scheint zwar nach theoretischen Gründen allgemein wahr zu seyn: allein durch Erfahrungen in der wirklichen Welt leidet sie große Einschränkungen. Die Morgenländer, und fast alle Völker heißer Erdstriche haben sehr viel natürliche Anlage zur Dichtkunst; alle ihre Reden und Schriften sind leidenschaftliche Gemälde, voll des lebendigsten glühendsten Ausdrucks. Eigentlich haben sie gar das nicht was wir Prosa nennen; alle ihre Geistesprodukte sind Poesie, die zuweilen nur gar zu sehr mit Bildnerei überladen sind. Gleichwohl sind es eben diese

Die Ursache hievon ist leicht einzusehen. Die Freiheit nährt und pflegt die Empfindung und alle leidenschaftliche Gefühle, und diesen allein hat die Dichtkunst ihre starken Ausdrücke und lebendigen Bilder zu verdanken. Die Sprache der Liebe, des Patriotismus und der kriegerischen Tapferkeit ist nichts anders als Poesie.

Ohne Beistand der Musik sind indessen die Werke der Dichtkunst vor der Vergessenheit nicht gesichert; und daher hat man schon seit den ältesten Zeiten versucht, beide miteinander zu vereinigen. Man wird leicht vermuthen, daß es den Malayen, einem freien unabhängigen Volke, dessen Sprache so harmonisch ist, an Neigung zur Dichtkunst nicht fehlen könne, und daß ihre Sylbenmaße sowohl als ihre Musik angenehm und ausdrucksvoll seyn müsse. In der That haben sie auch so mannichfaltige und meistens so angenehme Dicht- und Gesangsarten, als wir kaum bei irgend einem Europäischen Volke finden. Sie wissen zwar nichts von den wissenschaftlichen Grundsätzen der Musik, allein ihr feines Gehör, und ihre Fähigkeit jene Grundsätze, wenn sie unterrichtet werden, zu fassen, beweisen zur Genüge,

Völker, unter welchen der Despotismus am unumschränktesten herrscht, und das natürliche Gefühl der Freiheit am meisten unterdrückt ist.

Uebers.

daß der Mangel derselben bei ihnen durch natürliche Anlage ersetzt wird.

Die Malayen sind gemeiniglich von kleinern Wuchs als die Europäer. Ihre Farbe ist gelbroth, und ihr Haar sehr lang und dicht, welches sie aber abzuschneiden und den Kopf mit einem Turban oder einer Arabischen Mütze zu bedecken pflegen. Die Frauenzimmer lassen das Haar wachsen, und flechten es auf mancherley Art. In größern Städten sind beide Geschlechter nicht nur anständig, sondern auch zum Theil geschmackvoll und prächtig gekleidet. Ein Europäer findet die Malayinnen nicht leicht schön, besonders die gemeinen, welche ihre Ohren durch elastisches Rohr, das sie in die Höhlung derselben bringen, und nach und nach immer mehr auseinander beugen, bis zu einer ungeheuern Größe ausdehnen. Man muß gestehen, daß diese Mode sehr seltsam und in unsern Augen sehr abgeschmackt ist, eigentlich aber ist sie es für uns nur deswegen, weil uns die Umstände, die zuerst dazu Gelegenheit gegeben haben, unbekannt sind. Denn wer kann eigentlich sagen, wo eine Mode anfängt, ausschweifend und abgeschmackt zu seyn? Sie ist eine Tochter der Eitelkeit, und diese giebt unter jedem Himmelsstriche den Ton an.

Die Malayen haben eine unmaßige Neigung zum Spiel. Sie sind im Stande, so wie die

alten Deutschen thaten, alles was sie haben, und selbst ihre Freiheit daran zu wagen. Wer verliert, wird nicht selten der Sklave des Gewinners. Es ist merkwürdig, daß die Spielsucht fast unter allen Nationen herrscht, bey den Malayen sowohl als bei den amerikanischen Wilden, und bei den üppigen aufgeklärten Europäern. Unthätigkeit und Langeweile sind offenbar die ersten Ursachen, welche dem Menschen eine so verderbliche und nur gar zu leicht alle Gränzen überschreitende Belustigung angenehm machen können. Wer sich nur zu ernsthaften und nützlichen Beschäftigungen mit Standhaftigkeit entschließen kann, für den behält das Spiel wenig Reiz. Allein manche Menschen sind der Nothwendigkeit zu arbeiten überhoben, und das ist der Fall bei vielen Europäern, andre, z. B. eben die Malayen und die Amerikaner haben einen Ekel vor der Arbeit. Daher entsteht jener Ueberdruß, jene Gleichgültigkeit gegen alle ernsthafte Beschäftigung, welche alle edle Gefühle der Seele erspüßt, und nur ein unruhiges Erwarten und Fürchten der Glücksfälle im Spiele übrig läßt.

Die Malayen haben etwas wildes und trotziges in ihrem Blick, sind aber, wie ich schon erwähnt habe, gegen Fremde sehr gastfrei und gefällig. In Politur und Sittlichkeit haben sie es gewiß weiter gebracht, als noch vor wenig Jahren

hundertten die Europäer. Es ist wahr, daß sie zu Batavia und in andern holländischen Pflanzstädten zu verschiednen malen grobe Ausschweifungen begangen haben; man erwäge nur aber auch die Ursachen, welche sie zu der Rache und den Grausamkeiten, die man ihnen Schuld giebt, reizten; man bedenke, daß die Tyrannen, und schändlichen Bedrückungen, welche die übermüthigen Holländischen Usurpatoren gegen die Malayen in ihrem eignen Lande ausübten, endlich doch wohl dieses Volk, welches sonst frei und unabhängig gewesen war, aufs Aeußerste treiben, und im Gefühl der Verzweiflung zu Handlungen verleiten konnten, welche es unter andern Umständen nie begangen haben würde.

Ich wünschte, wir könnten alle Schuld der Nation, die mit uns am wenigsten verwandt ist, heimmessen; aber die Stimme der Wahrheit ist zu laut als daß sie unterdrückt werden könnte. Die wütenden Handlungen, welche die Malayen zuweilen begehen, und zu welchen sie sich durch den Genuß des Mohnsafts geüffentlich vorbereiten, sind einzig und allein Folgen der Grausamkeit und der Härte, mit welcher die Europäer ihnen begegnen.

„Blutet die Wunde nicht, wenn man uns
 „sticht? Lachen wir nicht, wenn man uns kü-
 „ßelt? — Und sollen wir uns nicht rächen,

„wenn ihr uns beleidiget? Sind wir euch in
 „jenen Stücken gleich, so wollen wir es auch
 „in diesem seyn, wollen ausüben, was ihr
 „uns lehrt, und es müßte wunderbar zugehen,
 „wann wir euren Unterricht nicht in unsern
 „Handlungen überträfen?“

Shakespeare.

Ein und dreißigstes Fragment.

Man hat neuerlich erfahren, daß die Bewohner
 des innern Landes auf einigen Malayischen Ins-
 feln ihre Kriegsgefangnen zu fressen pflegen.
 Diese unmenschliche und barbarische Gewohnheit
 muß nothwendig einen sehr schwarzen Schatten
 auf die Schilderung werfen, welche ich vorhin
 von dem Charakter und der Kultur der Malayis-
 schen Völkerschaften entwerfen habe. Indessen
 muß man sich erinnern, daß Menschenfresserei zu-
 weilen auch bei Nationen gefunden worden ist,
 welche sonst eben so sehr und wohl noch mehr ci-
 vilisirt waren als die Malayen. Man darf nur
 an die Merikaner und Peruaner denken, welche
 ebenfalls zu der Zeit, da die Spanier zuerst ihr
 Land entdeckten, ihre Kriegsgefangnen abzuschlach-
 ten und zu verzehren pflegten.

So barbarisch und unmenschlich auch diese Gewohnheit ist, so war doch das Betragen, welches die Römer, dieses so sehr verfeinerte, und von uns beinahe vergötterte Volk, gegen ihre Kriegsgefangnen beobachteten, nicht minder verabscheuungswürdig. Zwar sprechen sie nicht, wie die Trokesen: Laßt uns hingehen unsre Feinde aufzufressen; aber ihre Gewohnheit die Gefangnen bloß deswegen, weil diese ihr Vaterland und ihre Freiheit muthig vertheidigt hatten, mit kaltblütiger Grausamkeit zu martern und hinzurichten, war um nichts besser, als wenn sie, gleich den Kannibalen aus wütender Rache sie gefressen hätten.

Unsre Begriffe von der Güte und den Vorzügen des Menschengeschlechts werden sehr tief herabgestimmt, und unser Stolz auf selbige nicht wenig beschämt, wenn wir sehen, daß es fast keine Nation in der Welt giebt, die nicht irgend einmal der Menschenfresserei ergeben gewesen wäre. Die alte Geschichte sowohl als die neue, selbst die Geschichte der ältesten Europäischen Völker hat genug Beispiele, welche diese Behauptung bestätigen.

Der Mensch hat weder durch Instinkt, noch durch Hunger jemals gezwungen werden können, sich mit dem Fleische seiner Brüder zu sättigen.

Wir haben zwar Beispiele, wo gänzlicher Mangel an Nahrungsmitteln zu einer so schauderhaften Handlung Anlaß gegeben hat; aber die Anzahl derselben ist sehr gering, und wir finden immer, daß der Mensch in solchen Fällen erst seinen Verstand verlor, und in Raserei gerieth, ehe er Menschenfresser wurde. Was man uns von Nationen erzählt, deren tägliche und allgemeine Speise Menschenfleisch gewesen seyn soll, ist ohne Zweifel übertrieben. Gewiß war es immer nur die wütende Begierde sich an Feinden zu rächen, welche solche Nationen zu Menschenfressern machte; im Frieden waren sie es gewiß nie.

Könnte es je Menschenfresser von Profession geben, so müßte man sie in dem Feuerlande an der südlichen Spitze von Amerika zu finden glauben. Die Einwohner dieses Landes sind unstreitig die Elendesten unter allen Menschen. Sie leiden Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, und rohes, oft ganz faules Seehundfleisch macht fast ihre einzige Nahrung aus. Dennoch sind die Feuerländer keinesweges Menschenfresser. Was meinen Satz, daß keine Nation bloß aus Mangel, Instinkt, oder Gaumenzust Menschenfleisch esse, bis zur Gewißheit erhebt, ist die Schonung, welche selbst die wildesten Völker gegen Weiber und Kinder bezeigen. Der Kannibal dürstet bloß nach dem Blute seines Feindes,

der sich ihm im Kriege widersetzt, Weibern und Kindern, die ihn nicht beleidigen können, wird er nie, oder doch gewiß nur selten, einiges Leid zufügen.

Bedenken wir also, daß immer nur Rachsucht die Ursache der Menschenfresserei ist, so werden wir nicht weiter behaupten können, daß diese abscheuliche Gewohnheit bei denjenigen, welche ihr ergeben sind, nothwendig eine gänzliche Erstückung alles Menschengefühls und aller geselligen Tugend voraussetze. — Die Europäische Geschichte enthält häufige Beispiele von Unmenschlichkeiten, welche der Menschenfresserei der Wilden die Wage halten. Ich darf meine Leser nur an das schreckliche und mit den blutigsten Handlungen besleckte sechszehnte Jahrhundert erinnern. Nichts kann teuflischer seyn als die Grausamkeiten, welche bei der Belagerung von Malta ausgeübt wurden. Die Türken nahmen ein Schloß auf dieser Insel ein, wo sie allen Kriegsgefangnen lebendig die Brust aufschnitten, und das Herz herausrissen, indessen die Christen allen Türken, welche sie in ihre Gewalt bekamen, die Köpfe abhieben, selbige in Kanonen luden, uns ins feindsliche Lager schossen.

Zwei und dreißigstes Fragment.

Ich verlasse die Malayen um einige Untersuchungen über Hindostan, — dieses in der Geschichte der Erde und der Menschheit von jeher so berühmte Land, anzustellen.

Die Hindus oder Indianer sind ein sehr altes Volk. Sie glauben, so wie viele andre Nationen, von der Sonne und dem Monde abstammen. Selbst das Wort, *Hindu*, bezeichnet in der Sanskrita-Sprache, den Mond. Diese angebliche Verwandtschaft mit den beiden großen Weltlichtern harmonirt auch mit dem Sabismus, der die Grundlage der Brahminischen Religion ist. Wir kennen auf der ganzen Erde kein Volk, das nicht irgend einmal dem Sabismus oder dem Dienst der Gestirne ergeben gewesen wäre.

Die Bewohner des heißen Erdgürtels beten die Sonne an, ob sie gleich ihrer brennendsten Glut immerfort ausgesetzt sind. Auch der roheste wildeste Mensch fühlt mit voller Ueberzeugung, daß es ein höchstes Wesen über ihm geben müsse, welchem er und alle Dinge ihren Ursprung zu verdanken haben. Wohin soll er sich aber mit seinem Gebet richten, als zu dem Gegenstand, welcher, wie er sieht, allen Dingen um ihn herum Licht und Leben giebt? Kann auch Fruchtbarkeit

und Wachsthum ohne den wohlthätigen Einfluß der Sonne bestehen? — Der rohe, unwissende, sich selbst überlassne Mensch vermag den Begriff von einem unsichtbaren göttlichen Wesen nicht zu fassen; er dünkt ihn abgeschmackt und widersinnig. Er sieht seine Felder grünen, seine Aernnten reifen, seine Heerden sich vermehren, und dies alles schreibt er der Macht des glänzenden Gestirns zu, welches über ihm in majestätischer Pracht wandelt. — Kein Wunder also, daß es von jeher Sonnenanbeter gegeben hat. Sie glaubten, die Sonne sey die wahre Quelle aller Schönheit, alles Lebens, alles Nützlichen, weil sie nothwendig ihnen dieses zu seyn scheinen mußte. Erst durch unmittelbare Offenbarung konnten sie überzeugt werden, daß dieses Gestirn nur ein wohlthätiges Werkzeug in der Hand des allweisen und allgütigen Schöpfers, daß sie selbst Geschöpf, nicht Schöpfer sey.

Die Hindus glauben von der Sonne und dem Monde abzustammen; demohngeachtet aber soll Ham ihr gemeinschaftlicher Stammvater seyn. Hams Sohn war, wie man vorgiebt, Hind, und von diesem sind in verschiedenen Seitenlinien die Einwohner von Dekan, die Maratten, die Konheries und die Tilinga's entsprungen.

Die Zeitrechnung der Hindus sowohl als der Chineser geht viel weiter zurück als die jüdis

sche; und man kann es ihnen in dieser Rücksicht schwerlich verdenken, wenn sie einem Volk, dessen Daseyn auf fünf bis sechstausend Jahr eingeschränkt ist, einem Volke, welches sich allein für Lieblinge und Auserwählte des Himmels, und den kleinen Winkel Tel der Erde, welchen es bewohnt, für das Mutterland des ganzen Menschengeschlechts hält, keinen Glauben beimessen wollen. Ihre eigne Nation ist viel zahlreicher, als diejenige, zu deren Nachkommen man sie machen will; und an guten Eigenschaften glauben sie den Israeliten gleich oder überlegen zu seyn.

Die Jahrbücher eines Volktes, welches seit undenklichen Zeiten immer dasselbe gewesen ist, und keine gewaltsamen Staatsumkehrungen erlitten hat, müssen nicht nur die Neugierde reizen, sondern auch in der That vieler Achtung würdig seyn. Die Hindus zählten seit ihren ersten Ursprung viele tausend Jahre, und in diesem ganzen Zeitraum sind sie immer das nämliche Volk geblieben, und ihre ganze Verfassung hat sich unausgesetzt ohne alle Abänderung erhalten.

Ganz andre Schicksale hat der Staat, welchen Moses gründete, erfahren. Die Hindus haben seit den ältesten Zeiten Buchstaben oder Schriftzeichen gehabt, und hierdurch wenigstens erhalten ihre Nachrichten, in so fern sie aus schriftlich abgefaßten Urkunden geschöpft sind, einen ge-

iffen Anschein von Glaubwürdigkeit. Die Juden hingegen scheinen von jeher gegen alle schriftliche Abfassung ihrer Geschichte und ihrer Gesetze gewesen zu seyn. Sie begnügten sich mit mündlicher Ueberlieferung und aus dieser trugen sie erst nach der Zerstörung ihres Staats den Talmud zusammen *). Diese mündliche Ueberlieferung mußte nothwendig zu vielen Irthümern und Erdichtungen Gelegenheit geben, und dieser Fehler wurde gewiß durch die Kabbala, oder durch die geheimnißvollen Auslegungen der Rabbinen keinesweges verbessert. Kurz, die Jüdische Geschichte ist sehr vielen Unterbrechungen und Verfälschungen unterworfen gewesen, welche bei den Jahrbüchern der Hindus nie Statt gefunden haben.

Wenn wir Nachrichten, welche gewiß die strengste Prüfung nicht aushalten können, unbedingten Glauben beimessen, so wollen wir den Hindus wenigstens die Freiheit lassen, das Religionsystem, welches seit undenklichen Zeiten, wie

*) Ich begreife nicht, wie der Verfasser so etwas sagen kann, er müßte denn die Aechtheit der mosaischen Schriften bezweifeln. — Mit diesen ist ja doch bekantermassen der Talmud nicht zu verwechseln, welcher letztere nur Auslegungen der mosaischen Bücher und Sagen der Rabbinen enthält.

sie sagen, auf sie fortgeerbt ist, für wahr anzunehmen. Einfache ungekünstelte und unübertriebene Nachrichten, hinter welchen keine geheime Absicht die Welt zu täuschen, verborgen zu seyn scheint, sind wenigstens immer einer unpartheiischen Prüfung werth.

Drei und dreißigstes Fragment.

Wenn, wie, und zu welchem Ende unser Planet erschaffen worden sey, das sind Fragen, deren Entscheidung die Fähigkeiten des Menschen übersteigt. Es gehört eine unmittelbare göttliche Offenbarung dazu, wenn der Zeitpunkt der Schöpfung, und das Alter unsrer Erde mit Zuverlässigkeit bestimmt werden soll. Der Hindu, welchem keine solche Offenbarung zu Theil worden ist, folgt hier blos der Leitung seiner sich selbst überlassnen Vernunft. Kein Sterblicher war bei der Erschaffung unsers Planeten gegenwärtig. Dieser letztere mußte erst in allen seinen Theilen vollendet seyn, ehe Menschen und Thiere ihr Daseyn erhielten, und es können folglich alle Zeitbestimmungen des ersten Anfangs der Welt weiter nichts als sinnreiche Muthmaßungen seyn.

Bei dieser Art zu denken und bei dem festen Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit uralter

Sagen, finden die Hindus unsre Mosaische Geschichte sehr ungeeignet, und tragen kein Bedenken unsrer Zeitrechnung von 6000 Jahren, die ihrige von vier Tschugs, (joogs) oder 7,600,000 Jahren entgegenzusetzen. Sie bezweifeln auch unsre Sage von einer allgemeinen Sündfluth, weil ihre Weeds und Schastas nichts von selbiger melden, obgleich diese Schriften, nach unsrer Zeitrechnung, einige Zeit vor, oder gerade in der Periode der allgemeinen Wasserfluth geschrieben worden seyn müssen.

Dieses ist ein sehr sonderbarer und auffallender Umstand. Die Nachrichten der Hindus gehen wirklich so weit und noch weiter als unsre Sündfluth zurück, und man kann nicht begreifen, wie eine so schreckliche Begebenheit, wenn selbige ihr Land betroffen hätte, ganz mit Stillschweigen sollte übergangen worden seyn. Die Brahminen sagen in den Erklärungen ihrer heiligen Büchern, daß die Sündfluth, wenn sie anders irgend einmal wirklich sich ereignet, nur einzelne Länder betroffen, Hindostan aber nicht erreicht habe. Viele andere morgenländische Völker sind eben dieser Meinung.

Gern wollte ich diesen so kitzlichen Gegenstand unberührt lassen, allein der Zusammenhang nöthigt mich, ein paar Worte darüber zu sagen. Die Schöpfung und die Sündfluth, diese beiden

Hauptbegebenheiten der mosaischen Geschichte, haben schon längst zu mannichfaltigen Untersuchungen Gelegenheit gegeben. Man hat die Gewißheit beider mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit zu beweisen gesucht, und keine Mühe gespart um sie mit der natürlichen Denkart der Menschen zu vereinbaren. Demohngeachtet giebt es Zweifler, selbst unter den Christen, ja selbst unter denjenigen die sonst in allen Glaubenslehren streng orthodox sind. Untersuchungen dieser Art müssen nothwendig, da ihr Gegenstand außer den Gränzen unsrer Erfahrung liegt, und mit undurchdringlichen Dunkel bedeckt ist, wenig befriedigendes haben; demohngeachtet aber sind sie unsrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig. Wir strengten allen unsern Scharfsinn an, um etwas zu erforschen, ob wir gleich im Voraus überzeugt seyn müssen, daß unser Nachforschen fruchtlos ist. Bald richtet man seine ganze Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Aegyptier, Griechen und Römer, bald hoft man aus den Jahrbüchern der Scythen, Chineser, und Hindus Aufklärung zu erhalten. Dieser gründet seine Hypothese auf lauter Wahrscheinlichkeiten: Jener begnügt sich ohne weitere Untersuchung mit den mosaischen Nachrichten, und mit dem göttlichen Ansehen, welches diese für sich haben. Am klügsten und sichersten

ist es vielleicht sich zu dieser letztern Parthei zu schlagen.

In der That müssen wir uns nothwendig, wenn wir unpartheiisch über diesen Gegenstand nachdenken wollen, überzeugt fühlen, daß hier alles auf historischen unbedingten Glauben ankömmt. Kein Mensch hat Augenzeuge der Schöpfung seyn können; ehe unser Geschlecht aus dem Nichtseyn hervorging, mußten die Elemente von einander geschieden, und die ganze Anordnung der Welt, die wir bewohnen, schon vollendet seyn, denn wie hätte sonst der erste Mensch bestehen, woher hätte er Licht, Leben und Nahrung nehmen sollen?

Verschiedne Philosophen haben eine doppelte Schöpfung angenommen, und diese ihre Meinung mit vielen scharfsinnigen Gründen unterstützt. Sie behaupten, es sey ungerheimt zu behaupten, daß der Ewige erst vor wenig tausend Jahren außer sich zu wirken angefangen, und erst damals das Universum erschaffen habe. Unsre Erde, sagen sie, muß viele gewaltsame Veränderungen erlitten haben, und das Menschengeschlecht kann bei selbigen zu verschiednenmalen ganz untergegangen seyn; die formlose Materie aber und die Schöpfung selbst muß weit frühern Ursprungs seyn, als die mosaische Geschichte anzieht. Mit einem Worte; diese Philosophen nehmen an, daß zuerst die leblose Natur und später erst lebendige Wesen er-

schaffen worden, und daß man Adam und Eva nur in sofern Stammältern unsers Geschlechts nennen könne, als sie vielleicht die einzigen von ihren Zeitgenossen gewesen, welche bei einer allgemeinen Revolution unsers Erdkörpers, — eben so wie nachher Noah und seine Familie bei der großen Wasserfluth, — übrig geblieben, und mit dem Leben davon gekommen seyn mögen. — Bei diesem System thürmt man Hypothesen auf Hypothesen, und verliert sich endlich in einem Labyrinth, aus welchem kein Ausweg zu finden ist. Eben so verhält sichs mit allen andern Kosmogonien und Geogenien, wenn sie auch noch so scharfsinnig ausgedacht, und auf die scheinbarsten Gründe gestützt sind.

Das beste was man thun kann, ist hier unstreitig, daß man bei den Nachrichten unsrer Vorfahren stehen bleibe; könnten wir auch mehr von der Geschichte unsrer Erde wissen, als diese uns lehren, so würde uns das doch weiter keinen Nutzen bringen. Mit völliger Zuverlässigkeit können wir sechstausend Jahr für das Alter unsrer Erde angeben, und diese Zeitrechnung ist für uns zu jedem Gebrauch eben so bequem, als wenn wir die Jahre nach Millionen herzurechnen wüßten. Die Christen können sich mit dieser Zeitrechnung begnügen, ohne daß sie deswegen den Hindus einen Vorwurf daraus zu machen bray;

chen, wenn diese nach Anleitung ihrer Religion und ihrer Jahrbücher das Alter der Welt auf Millionen von Jahren schätzen.

Freilich läßt sich die Mythologie der Hindus mit der mosaischen Geschichte nicht vereinbaren. Ihre Zeitrechnung geht viel weiter zurück, als die mosaische: und sie wissen nichts von einer allgemeinen Sündfluth. Noch mehr, sie leugnen sogar, daß ein einziges Schiff, die Wirklichkeit der Sündfluth vorausgesetzt, alle die Geschöpfe, deren Moses erwähnt, habe in sich fassen können. Wollte man auch, sagen sie, einkäumen, daß Gott jemals eine allgemeine Ueberschwemmung über die Erde habe kommen lassen, wie läßt sich gleichwohl denken, daß alle Arten von Thieren in ein Schiff, dessen Länge dreihundert Ellen, die Breite funfzig, und die Höhe dreißig Ellen betrug, hätten gebracht werden können? Gab es damals nicht eben so wie heut zu Tage, Elephanten, Nashörner, Kameele, u. s. w. ja, beweisen uns nicht die Hörner, Zähne, Knochen, und andre thierische Theile, die wir hin und wieder in der Erde finden, daß zu den damaligen Zeiten noch viel größere Thiere als jetzt, auf der Erde gelebt haben müssen? Kann man sich aber wohl vorstellen, daß alle diese und so viele andre Geschöpfe in ein Fahrzeug haben eingesperrt werden können,

welches für ihre Größe sowohl als für ihre ungeheure Anzahl viel zu klein war? —

Bier und dreißigstes Fragment.

So ungefähr wird ein Hindu unsre Erzählung von Noahs Arche beurtheilen. Sagt man ihm, er müsse glauben, und nicht vermütheln, so wird er antworten; ich glaube an das, was mich meine heiligen Bücher lehren. Sagt man ihm, der Allmacht sey nichts unmöglich, so wird er das zugestehen, aber nicht begreifen wollen, warum er den Aussprüchen des Ved und der Schasta, welche er für unverfälscht hält, weniger als den mosaischen Schriften trauen solle, die seiner Meinung nach voller Widersprüche und irriger Vorstellungen sind. Er gründet sich bloß auf Vernunft und gemeinen Menschenverstand; und da sich dieser mit guten moralischen Grundsätzen sehr wohl verträgt, so ist keine Ursache abzusehen, warum der Christ und der Jude den Hindu bloß deswegen, weil er anderer Meinung ist, hassen sollte.

Die Hindus würden lächeln, wenn man ihnen erzählen wollte, welche Mühe sich ein Akadesmist der westlichen Welt gegeben hat, um die Existenz eines alten Riesenvolks zu beweisen, gegen welches die Kinder Israel nur so groß wie Heuz

schrecken gewesen seyen. Dieser Gelehrte hat mit mathematischer Genauigkeit die Länge dieser Riesen berechnet, und schließt mit folgenden Worten. „Läßt sich auch wohl denken, daß Noah, wenn er nicht viel länger als wir, gewesen wäre, eine Arche hätte bauen können, welche alle mögliche Arten von Landthieren in sich fassen sollte. Das Ellenmaas, von welchem die Schrift redet, muß nicht von gewöhnlichen sondern von Riesenellenbogen (cubits) zu verstehen seyn, denn sonst wäre die Arche viel zu klein gewesen.“ Ein anderer Gelehrter, welcher auf die Hypothesen jenes Akademisten weiter fortgebaut hat, behauptet mit vieler Zuverlässigkeit, Adam sey 123 Schuh und 9 Zoll, Eva, 118 Schuh $9\frac{3}{4}$ Zoll lang gewesen. Noahs Länge habe zwanzig Schuh weniger als Adams betragen. Viel kleiner sey Abraham, nämlich nur 28 Schuh, Moses dreizehn und Herkules zehn Schuh lang gewesen. Man muß fürwahr die Genauigkeit dieses Mannes bewundern, der das alles bis auf Viertelszolle so bestimmt anzugeben weis. —

Ein gewisser Tatarischer Fürst soll in einem Hindostanischen Tempel, den er plündern ließ, einen Stein gefunden haben, welcher, zufolge der darauf befindlichen Inschrift über vierzigtausend Jahr alt war. Das kann denn nun wohl seyn, daß ein solcher Stein gefunden worden ist, aber ob die

Inschrift wirklich so alt war, das ist eine andre Frage. Auf solche Legenden rechne ich hier nichts; so viel aber ist gewiß, daß die Hindus zu den ältesten Völkern der Erde gehören. Wir haben noch heut zu Tage eine vollständige Geschichte dieser Nation, welche 2000 Jahr vor Christi Geburt geschrieben worden ist, und ein Verzeichniß von allen merkwürdigen Begebenheiten enthält, die sich in Hindostan seit etlichen Millionen von Jahren zugetragen haben sollen *). Diese Geschichte ist ausdrücklich in der Absicht entworfen, den Zeitpunkt der Schöpfung und die Revolutionen des Menschengeschlechts zu bestimmen. Sie soll noch nicht die älteste Geschichte seyn: denn die Hindus versichern, andre noch viel ältere Jahrbücher zu besitzen.

Fünf

*) Der Verfasser muß hier vergessen haben, was er wenige Zeilen vorher über die alte Steinschrift sagte. — Es kann wohl seyn, daß eine solche Geschichte existirt, ob sie aber so alt ist, ob sie lauter wahre Begebenheiten enthält, und ob sich diese vor Millionen von Jahren zugetragen haben, das ist eine andre Frage.

Uebers.

Fünf und dreißigstes Fragment.

Die Griechen sind die ersten unter allen Europäern, welche uns einige Nachrichten von Hindostan hinterlassen haben. Dennoch kannten sie dieses Land nur sehr wenig. Sie schildern uns bloß die Einwohner desselben als ein gesittetes und geschicktes aber dem Aberglauben sehr ergebenes Volk.

Alle Schriftsteller irren sich, welche die Hindus für Götzendiener halten. Die Brahminen und alle diejenigen unter den Hindus, welche das äußerliche der Religion, die sinnliche Hülle, die nur bestimmt ist den Glauben und die Andacht des gemeinen Haufen zu unterhalten, von dem Wesen, von der praktischen Religion zu unterscheiden wissen, alle diese sage ich, kann der Vorwurf der Abgötterei keinesweges treffen *).

*) Wer so raisonnirt, dem wird es leicht alle Abgötterei aus der Welt wegzudemonstriren, und zu beweisen, daß niemals ein Volk der Abgötterei ergeben gewesen sey. Aber was ist Religion eines Landes, und wornach muß man sie beurtheilen? doch wohl nach dem was die meisten glauben. Was die Weisen und Aufgeklärtern glauben, die überall nur den allerkleinsten Theil der Menschen ausmachen,

Wahr ist's, die Hindus haben Götzenbilder, und diese müssen ihnen freilich den Verdacht der Vielgötterei zuziehen; die Brahminen aber gestehen offenherzig, daß sie diese Bilder nicht anbeten, und nur einen einzigen Gott glauben. Um dem großen Haufen, der nicht selbst denken kann, noch will, zu beschäftigen, haben sie sich in dem äußerlichen der Religion einigen Priesterbetrug erlaubt, und lassen es geschehen, daß der gemeine Mann die verschiedenen Attribute der Gottheit unter sinnbildlichen Vorstellungen verehrt. Um desto sicherer zu seyn, daß man ihre Geheimnisse nicht entdecke, darf niemand, der nicht zur Kaste der Brahminen gehört, ihre heiligen Bücher studiren.

Es ist hier der Ort nicht die Grundsätze und Gebräuche der Hindostanischen Religion zu beschreiben. Auch will ich nicht untersuchen, was

das kann nicht dienen uns einen Begriff von der Religion eines ganzen Volkes zu geben. Glückselig wäre die Nation, deren Religion, Charakter und Handlungen sich nach demjenigen beurtheilen ließen, was ihre Weisen glauben, wollen und thun! Sie würde ein durchaus aufgeklärtes Volk und um desto glücklicher seyn, da keine Klasse ihrer Bürger wäre, welche sich eines Vorzugs vor den übrigen anmaßen, diese täuschen und sich den Alleinbesitz der Wahrheit vorbehalten wollte.

Uebers.

an der Nachricht der Europäischen Missionarien sey, daß die Brahminen eine Dreieinigkei, nämlich die vereinigten Gottheiten eines Schöpfers, Ershalters und Zerstörers glauben.

Die Brahminen als Erfinder des Hindostanischen Religionsystems, haben sich alle mögliche Mühe gegeben, die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche auf einen vorzüglichen Rang ihren Mitbürgern einleuchtend zu machen. „Das Principium der Wahrheit sagen sie, schuf den Burma, aus dem Kopfe desselben machte es die Brahminen, aus den Armen die Tschettries, aus den Schenkeln die Vens, und aus den Füßen die Suders. Die erstern drei sind die vornehmsten Klassen der Gesellschaft, die letztern aber sind bestimmt jenen zu dienen.“ *) Die Hindus sind in 4 Hauptklassen oder Kasten getheilt **) , und jeder

M 2

*) Die Brahminen sind Gesetzgeber, Lehrer, Priester. Die Tschettries, Fürsten und Krieger, wiewohl zu dieser Kaste auch einige Handwerker und Künstler, z. B. Musikanten, Barbierer u. s. w. gezählt werden. Die Vens sind Kaufleute, und die Suders Ackerleute und Handwerker. Uebers.

**) Andre zählen achtzig oder auch neunzig Kasten. Diese sind eben so viel verschiedene Unterabtheilungen der vier Hauptkasten. Uebers.

derselben sind unter dem Ansehen der Religion ihre Geschäfte, und Gesetze, welche sie nicht übertreten dürfen, vorgeschrieben. Damit auch alle Vermischung dieser Kasten verhütet werden möge, so ist durch ein unabänderliches Gesetz verordnet, daß Personen, die von verschiednen Kasten sind, sich nie unter einander verheirathen, noch mit einander umgehen, essen oder trinken sollen, ausgenommen auf Wallfahrten, und bei Religionsfeierlichkeiten, wo ein vermischter Umgang nicht zu vermeiden ist. Alle Professionen sind erblich, und jedermann muß die Handthierung seines Vaters fortsetzen.

Diese Eintheilung nach bestimmten Klassen und erblichen Professionen ist nicht nur bei den Hindus eingeführt, sie war es auch bei andern Nationen und besonders bei den Juden. „Das Erbe der Kinder Israel, sagt Moses, soll nicht von einem Stamme auf den andern fallen, sondern jeder soll das Land seiner Väter erblich und unveräußerlich behalten, und jede Dirne soll einen Mann aus dem Stamme ihres Vaters heirathen.“

So angemessen eine solche Eintheilung der Jüdischen Staatsverfassung seyn mochte, und so nützlich sie überhaupt zuweilen werden kann, so hat sie doch bei den Hindus mancher-

lei üble Folgen gehabt. Dahin gehört besonders die schimpfliche Verstoffung aus den obern Kasten. Die Verstoffenen machen eine eigne Kaste aus, welche Pulliyars oder Tschummars heißen. Sie sind die elendesten und unglücklichsten unter allen Hindus, zu den niedrigsten und schmutzigsten Arbeiten verdammt, und bei den übrigen Kasten so verachtet, daß schon ihre Berührung verunreinigt. Ein Hindu aus einer höhern Klasse kann einen Pulliyar, der ihn berührt, auf der Stelle umbringen, ohne deswegen gestraft zu werden *).

Man sieht, daß diese Unglücklichen unter ihren Landsleuten ungefähr eben das sind was die Gibeoniten bei den Juden waren **). Zu Ehren der Hindostanischen Gesetze will ich glauben, daß dieses schimpfliche, ja unmenschliche Verfahren gegen die Pulliyars nur ein Mißbrauch, nicht gesetzlich anbefohlen ist.

*) Auf der Küste Malabar leben die Pulliyars meistens auf Bäumen. Wenn sie einen Brahminen von weitem sehen, so müssen sie laut rufen: Yahu! Yahu! damit jener nicht durch ihren Anblick sich verunreinige.

**). Oder auch was die Sanhirten bei den Aegyptiern und die Heloten bei den Spartanern waren.

Sechs und dreißigstes Fragment.

Die Kriminalgesetze der Hindus beweisen, wie sehr sich die Brahminen haben angelegen setzen lassen, den höchsten Rang unter ihren Landsleuten und Glaubensgenossen zu behaupten. „Wenn ein Mann einen Brahminen mit der Hand schlägt, so soll man ihm die Hand abschneiden: stößt er ihn mit dem Fuße, so muß er seinen Fuß dafür lassen. Mit welchem Gliede seines Leibes er den Brahminen schlägt, dasselbe soll man ihm abschneiden.“ Das gilt aber nur von den Schettries und Bens, denn gegen die Suders sind die Gesetze noch viel strenger. Wenn sich ein Suder nur auf den Sitz eines Brahminen setzt, so wird er an dem Hintern gebrandmarkt, und des Landes verwiesen, oder statt dessen werden ihm die Hinterbacken abgeschnitten.

Nächst den Strafgesetzen, welche die Brahminen vor den Beleidigungen aller andern Kasten schützen, war es auch nothwendig sie selbst über alle außerordentliche Strafen hinwegzusetzen. Zu dem Ende wurde verordnet, daß kein Brahmin am Leben gestraft werden sollte, selbst des Diebstahls wegen nicht, der doch sonst bei Hindus von andern Kasten mit dem Tode bestraft wird. Ein Brahmin, der sich eines Verbrechens schuldig ge-

macht hat, wird seiner Güter verlustig erklärt, oder aus dem Lande verwiesen, oder zum Leibeigenen gemacht, oder zu ewigem Gefängniß verurtheilt, oder an der Stirn gebrandmarkt und verwiesen, oder man sticht ihm die Augen aus und schneidet ihm die Haar ab. Niemals aber darf ein Brahmin mit dem Leber büßen. — Man sieht hieraus zugleich, wie sehr sich diejenigen irren, welche vorgeben, die Brahminen hätten, ob sie gleich die Gesetze ihres Landes entworfen, niemals Einschränkungen derselben zu ihrem eignen Besten gemacht.

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß Tyrannie und Bedrückungen die gewöhnlichen Folgen der Vorzüge sind, welche sich einzelne Personen im Staate oder besondere Klassen desselben vor den übrigen anmaßen, wenn selbige nicht bei Zeiten eingeschränkt werden. Der Fürst wird ein Despot, wenn die Gesetze seiner Macht keine Gränzen setzt. Der Priester, stolz auf den Namen eines Dieners der Gottheit, wird die Vernunft seiner Heerde in Ketten legen, und ihren Verstand zu verfinstern trachten. Uebergewicht auf Seiten des Adels artet in die schlimmste Art des Despotismus, in Aristokratie aus; und der Pöbel tritt die ersten Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft mit Füßen, wenn er sich selbst überlassen, und seine Willkühr unbeschränkt ist.

Wechselseitige Einschränkungen sind demnach zum Wohl und zur festen Dauer jedes Staates nothwendig. Kein einzelner Mensch, keine Klasse von Staatsmitgliedern sollte jemals über alle Gesetze erhoben seyn: niemand, selbst der König nicht sollte frei von aller Verantwortung, und unabhängig von den Banden seyn, welche die bürgerliche Gesellschaft zusammenhalten. Es ist traurig, wie tief der Mensch von seiner natürlichen Würde herabsinken kann. Er liebfoßt weit eher der Hand, die ihn verwundet, als derjenigen, die ihm Wohlthaten erzeigt, und seine Wunden verbindet. Wie allgemein ist nicht der Stand der Sklaverei auf der Erde: wie viele Millionen Menschen bringen ihr Leben in Dürftigkeit und Elend hin? Hört man sie auch irgendwo laut klagen, hört man sie murren über die Bedrückungen ihrer Tyrannen, die ihr Mark aussaugen und die Früchte ihrer mühsamen Arbeit verzehren? Nein; fühllos sind sie, glauben, es sey nur einmal so ihre unabänderliche Bestimmung, Knechte ihrer Tyrannen zu seyn, für welche sie arbeiten, und im Schweiß ihres Angesichts Schätze sammeln müßten. Sie kennen, sie wünschen kein besseres Schicksal, und wähnen wohl gar, ein freies Volk sey unglücklicher als sie.

Sieben und dreißigstes Fragment.

Das unumschränkte Ansehen der Brahminen, und die Vorrechte, welche sie sich vor allen ihren Landsleuten angemaaßt haben, sind ganz auf Aberglauben und auf die vorgebliche Heiligkeit ihres Charakters gegründet. Die Freiheit von allen bürgerlichen Geschäften, welche die vornehmsten unter ihnen genießen, und ihre Sicherheit vor aller Ahndung und Bestrafung hat sie in den Stand gesetzt, alle ihre Maasregeln ungestört durchzusetzen, und die Oberherrschaft ohne Widerrede zu behaupten. Sie glauben aber nicht nur unter ihren Landsleuten, sondern überhaupt unter allen erschaffnen Wesen die vornehmsten zu seyn. Sind wir nicht, sagen sie aus Burma's Munde, aus der Quelle aller menschlichen Weisheit und aller Erleuchtung ausgegangen? kömmt uns also nicht der Vorrang vor allen übrigen Menschen zu, und hat uns nicht Burma selbst, als seine Auserwählten hiezu erkohren?

Obgleich die Brahminen Lieblinge der Gottheit zu seyn vorgeben, obgleich ihre Anzahl und ihr Reichthum so groß, und die Unterwerfung aller andern Kasten gegen sie so unumschränkt ist, so erfordert doch ihre eigne Sicherheit, daß sie für die Gewissensruhe ihrer Untergebnen Sorge tras-

gen. Das Mittel, dessen sie sich hiezu bedienen, ist das nämliche, durch welches sie sich die Oberherrschaft über alle ihre Mitbürger verschafft haben; der hohe Begriff, den man von ihrem geistlichen Berufe hat.

In jeder Gemeinde, in jeder Familie ist ein Brahmin, welcher ohngefähr eben das vorstellt, was ein Gewissensrath oder Beichtvater bei den Katholiken ist. Man nennt ihn *Gauru*, und sein Amt ist, auf das sittliche und religiöse Verhalten seiner Pflegebefohlenen Acht zu haben. Er muß dahin sehen, daß sie von dem ihnen vorgeschriebnen Wege nicht abweichen; er muß ihr Führer und ihr Orakel bei allen Angelegenheiten dieser und der künftigen Welt seyn.

Jedes Mitglied eines Ordens, dessen Macht sich auf Täuschung und Betrug gründet, ist an gewisse Gesetze und Ordensregeln gebunden; er muß alle Leidenschaften, diejenigen nur ausgenommen, welche dem ganzen Korps nützlich werden können, im ersten Reime unterdrücken, und sich ganz der Rolle widmen, die ihm seine Obern und die Absichten der Gesellschaft vorschreiben. Wer sich in seine Rolle am besten einstudirt hat und die sorgfältigste Anleitung erhalten hat, der wird auch Interesse der Gesellschaft am gewissesten, so viel an ihm ist, befördern.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Volksklassen oder Kasten der Hindus erblich sind. Besonders gilt dieses von den Brahminen, und man findet hierin zwischen ihnen und den Leviten im Jüdischen Staate eine sehr auffallende Aehnlichkeit. „Das Priesterthum, sagt Moses, soll bei den Kindern Levi bleiben ewiglich.“ Auch in andern Stücken haben die Brahminen vieles mit den Leviten gemein: diese durften keinen Wein trinken; dieser ist auch den Brahminen untersagt. Den Leviten war die Berührung alles Unreinen ein Greuel; eben so verhält sich auch bei den Brahminen. Diese sind auch oben so wie jene angewiesen, den Richtern in Entscheidung schwerer Rechtsfälle beizustehen.

Dieser Aehnlichkeiten ohngeachtet findet man doch auch einige Umstände, in welchen sich die Brahminen von den Leviten merklich unterscheiden. Die heilige Würde des jüdischen Hohenpriesters war durch die Mosaischen Gesetze eben so genau bestimmt, als es das Ansehen der Brahminen in Hindostan ist: Moses hatte aber in Ansehung der Leviten nicht so, wie die Gesetze der Hindus zum Besten der Brahminen, verordnet; daß die Ermordung eines Leviten das allergrößte Verbrechen sey, und daß keine Obrigkeit einen Leviten zur Todesstrafe, oder zu Verstümmelung der Glieder verurtheilen sollte. Die Leviten strebten eben

so wie die Brahminen nach unumschränkter Gewalt; allein jene verfolgten, diese verabscheuen alle Intoleranz. Die nämlichen Absichten, welche die Leviten mit Feuer und Schwerdt durchsetzten, würden die Brahminen mit Feuer und Schwerdt zu hintertreiben suchen. Die Juden ließen ihren Feinden nur die Wahl zwischen Tod und Beschneidung; die Hindus würden nur wider gewaltsame Neuerungen sich empören. „Wir finden es gar nicht nöthig, sagen die Brahminen, daß andre sich zu unsrer Religion bekehren. Jedermann mag Gott nach der Weise seiner Väter dienen.“

Acht und dreißigstes Fragment.

Die Brahminen machen die oberste, und zugleich auch die gelehrteste Klasse der Hindus aus. Besonders rühmt man ihre moralischen Grundsätze. Ich will nicht behaupten, daß sie heut zu Tage eben so scharfsinnige Philosophen, und eben so gute tugendhafte Menschen sind, als sie in vorigen Zeiten gewesen seyn sollen: sie scheinen wirklich aus der Art geschlagen zu seyn; doch findet man noch viele Beispiele der Menschenliebe und der Selbstverleugnung unter ihnen.

Ich bin verschiedne Jahre lang mit vielen Brahminen umgegangen, habe aber keinen einzis

gen unter ihnen angetroffen, welcher dem Charakter der alten Brachmanen, wie ihn die Griechen und Römer uns schildern, vollkommen entsprochen hätte. — „Der Himmel, sagten die Brachmanen zu Alexander dem Großen, ist für uns das herrlichste Schauspiel. Von dem lebhaftesten Entzücken hingerissen bewundern wir die Ordnung und Regelmäßigkeit seiner Bewegungen. Wir sehen wie die Sonne majestätisch die Regionen des Lichts durchwandelt, und am Ende des Jahrs zu dem Anfang ihrer Laufbahn zurückkehrt. Von dem Himmel lassen wir unsere Blicke nach der Erde zurückkehren, um die schönsten, bewundernswürdigen, unbegreiflichen Werke der Natur zu betrachten. Der Gesang der Vögel, die rieselnden Bäche, das Gelispel des Laubes, die Blumen, die Bäume, — alles ist Stoff zur Betrachtung für uns, reißt zur Bewunderung und Dankbarkeit gegen die Gottheit uns hin. Die Sonne erwärmt, der Thau erquickt uns; unser Bad sind die Flüsse, unsere Nahrung Wurzeln und Kräuter, unser Bett die Erde. Keine Sorgen stören unsern Schlummer, denn immer stehen wir mit uns selbst im Frieden. Im Schooß der Freiheit wissen wir nichts von Furcht, nichts von Zwang und Unterwerfung. Wir sehen alle Menschen als unsere Brüder an, welche die Natur einander

„gleich gemacht hat, und deren gemeinschaftlicher
 „Vater Gott ist.“

„Ihr, die ihr viele Götter anbetet, ihr
 „kennt den einzigen Gott nicht. — Ihr bevölkert
 „den Himmel mit euren Gottheiten und doch be-
 „stellt ihr sie zu Hütern einzelner Theile eures Lei-
 „bes. Minerva soll das Hirn, Juno das Herz
 „regieren. Merkur, der Gott der Beredsamkeit,
 „soll auf euren Lippen wohnen, Herkules eure
 „Glieder stärken, Cupido zärtliche Empfindungen
 „euch einflößen, Bacchus euren Geschmack fi-
 „xeln. Die Sorge für eure Nahrungsmittel ver-
 „waltet Ceres: Venus ist die Vorsteherin der
 „Fruchtbarkeit, Jupiter behütet euren Athem,
 „und Apoll soll euch musikalische Geschicklichkeit
 „geben. — Wie eingeschränkt ist die Macht eur-
 „rer Götter! Sie dürfen, wie ihr glaubt, einan-
 „der nie ins Amt greifen; sie sind einander so
 „gar, selbst in dem Dienste, welchen ihr ihnen
 „erzeigt, entgegengesetzt. Ihr müßt dem Jupiter
 „einen Stier, der Juno einen Pfau, einen Eber
 „dem Mars, eine Ziege dem Bacchus opfern.
 „Apoll fordert einen Schwan, Venus eine Hirsch-
 „kuh, Minerva eine Eule, Ceres Kuchen, Mer-
 „kur Honig. Die Gaben, die ihr dem Herkules
 „bringt, sind Pappelweige um seine Bildsäulen
 „und Altäre damit zu schmücken, und Cupido
 „erhält statt aller Opfer bloß Rosen.“

„Können Götter dieser Art Menschenwohl
 „befördern? — Wollt ihr aufrichtig seyn, so
 „müßt ihr gestehen, daß ihr unter dem Namen
 „der Götter eigentlich bloß eure eignen Leidens-
 „schaften anbetet. Eure Höllengötter sind eben-
 „falls nichts anders als eure Laster, die ihr ver-
 „göttert habt. Die Furien sind das Symbol euer-
 „rer bösen Gedanken, Tisiphon ist das böse Ge-
 „wissen des Lasterhaften, Tantalus, eure uners-
 „ättliche Heppigkeit. Cerberus stellt die Strafe
 „der Verleumdung, die Hydra eure immer sich
 „erneuernden Laster vor, und gleich dem Pluto,
 „von dem ihr sagt, daß er aus dem Himmel ver-
 „bannt worden, seyd auch ihr ausgeartet, und
 „habt das Wesen vergessen, dem ihr euer Das-
 „seyn zu verdanken habt. — Unglückliche Na-
 „tion, welche die bösen Neigungen und Hand-
 „lungen ihres Lebens, und ihre Bestrafungen nach
 „dem Tode als Götter verehrt!“

Neun und dreißigstes Fragment.

Die eben angeführte Schilderung, welche die
 Brachmanen von der Religion der Griechen mach-
 ten, war in der That nicht sehr schmeichelhaft,
 und bei der Duldsamkeit, die sie sonst gegen frem-
 de Religionsverwandte bezeigten, muß man sich hier

über die Bitterkeit ihres Tadelß wundern. In dessen waren sie sonst auch wegen ihrer Freimüthigkeit sehr bekannt, wovon Plutarch ein merkwürdiges Beispiel erzählt. Die Brachmanen hatten einen Aufstand gegen Alexandern den Großen erregt, welcher viele blutige Auftritte veranlaßte. Alexander nahm sich vor bei dieser Gelegenheit ihre so sehr gerühmte Weisheit auf die Probe zu stellen. Er ließ zehn Brachmanen vor sich bringen, welchen er aufgab einige Fragen zu beantworten, die er ihnen vorlegen wollen, unter Androhung der Todesstrafe, wenn sie falsch antworteten. Den ältesten unter ihnen wählte er zum Schiedsrichter. Er fragte den ersten: „Ob der Lebenden oder der Todten auf der Erde, mehr wären?“ „Die Anzahl der Lebenden ist größer,“ antwortete der Brahmin; denn die Todten sind nicht mehr.“ Alexander fragte einen andern. „Welches Thier unter allen das verschlagenste sey?“ — „Dasjenige, war die Antwort, welches die Menschen noch nicht kennen.“ Ein dritter wurde befragt, „durch welche Bewegungsgründe er den Sambus dahin gebracht habe, daß er sich empörte?“ Durch einen einzigen Bewegungsgrund sagte der Brahmin; „ich stellte ihm bloß vor, er sollte suchen, entweder frei zu leben, oder in Vertheidigung seiner Freiheit zu sterben.“ Auf die

Fras

Frage: „ob die Nacht oder der Tag älter sey?“
 antwortete der vierte Brahmin: „der Tag ist äl-
 „ter wenigstens um einen ganzen Tag. Ist meis-
 „ne Antwort sonderbar, so ist sie so, wie sie sich
 „auf eine so sonderbare Frage gehört.“ Die
 Aufgabe, welche der fünfte beantworten sollte,
 war diese: „wie sich ein Mensch sehr beliebt ma-
 „chen könne?“ die Antwort war: „wenn er sehr
 „mächtig ist, und doch dabei nicht sehr gefürch-
 „tet wird!“ — „Was soll ein Mensch thun, das
 „mit er für einen Gott gehalten werde?“ fragte
 Alexander den sechsten Brahminen. „Laß ihn
 „thun, was sonst keinem Menschen möglich ist!“
 — Dem letzten wurde die Frage vorgelegt: „wie lang
 „ge ein Mensch zu leben wünschen sollte?“ —
 „Bis der Tod wünschenswerther für ihn wird!“

Nachdem alle geantwortet hatten, befahl
 Alexander dem Schiedsrichter sein Urtheil zu fäl-
 len. „Alles was ich sagen kann, sprach der alte
 „Mann, ist, daß jeder von diesen Männern
 „schlechter als seine Mitbrüder geantwortet hat.“
 „Das ist falsch, erwiederte Alexander, und Du
 „sollst zuerst sterben, weil Du so irrig geurtheilt
 „hast.“ „Nein Herr, versetzte der Brahmin
 „ganz kaltblütig, wenn Du dein Wort halten willst,
 „so muß es anders seyn. Du sagtest, der solle
 „sterben, wer am schlechtesten antworten würde,

„Kund daß bin ich nicht, denn du hast mich bis
 „her noch nicht gefragt.“ Das gefiel dem Kö-
 „nig, daß er die Brahminen nicht nur unbestraft
 „entließ, sondern ihnen auch noch ansehnliche Ge-
 „schenke machte.

Diese Geschichte erzählt Plutarch, welcher
 vielleicht nie Gelegenheit gehabt hatte, mit den
 Brahminen persönlich umzugehen. — Soviel ist
 gewiß, daß diese Leute ihrer Weisheit wegen vor
 Alters sehr berühmt waren, heut zu Tage aber
 freilich sehr ausgeartet sind.

Die Hindus geben vor, ihre Nachrichten
 von der Schöpfung der Welt durch unmittelbare
 Offenbarungen des Burma oder Brahma erhal-
 ten zu haben. Sie glauben, daß der einzige und
 allerhöchste Gott alle Dinge geschaffen habe: auch
 nehmen sie eine Mehrheit der Welten an, welche
 abwechselnd entstehen und wieder zerstört werden.

Die Hindus sollen, wie uns einige Reisebe-
 schreiber versichern, glauben, die Erde sey das
 Werk einer großen Spinne, und werde einst ver-
 nichtet werden, wenn dieses Gespinnst in den Leib
 der Spinne zurückkehrt. Hier ist aber offenbar
 ein Mißverständnis, und man ist bei dem buchstäb-
 lichen Sinn einer Vorstellungsart stehen geblieben,
 die doch nur sinnbildlich war. Man weiß ja
 aus andern Beispielen genugsam, wie viel Ge-
 schmack die Morgenländer an Allegorien finden.

Als Gott einmal, sagen sie, die unendliche Fülle seiner Macht überschauete, so entstand der Gedanke in ihm, ein Wesen, das ihm ähnlich wäre, zu schaffen. Er wollte; und siehe, sein Gedanke verkörperte sich und stand in Gestalt eines schönen Weibes vor ihm. Aber ein so reizendes Geschöpf durfte nicht allein bleiben; und Gott entschloß sich daher ihm einen Gefährten zuzugeben, der zwar minder schön aber stärker wäre und diesen nannte er Mann. Beiden räumte er die Erde, das Werk seines Harnes, mit allem was darauf ist, ein, und von diesen Kindern des Himmels stammte das Menschengeschlecht ab.

Bei solchen Vorstellungen von der Schöpfung des ersten Menschenpaares ist es wohl leicht zu vermuthen, daß die Hindus die Polygamie Feinesweges billigen, sondern vielmehr verabscheuen müssen. Denn wäre die Vielweiberei den Ansichten der Gottheit angemessen, so würden gewiß mehrere Weiber für den ersten Mann verschaffen worden seyn, da selbiger die Pflicht auf sich hatte zuerst für die Bevölkerung der Welt zu sorgen, und also hierzu wohl allerdings mehrerer Weiber viel eher bedurfte, als seine Nachkommen, welche die Erde schon genugsam bevölkert fanden. Die Juden dachten hierin weniger consequent als die Hindus. Moses giebt dem Adam die einzige

und einzige Weib, die Eva, als ein Stück aus ihm.

Eva, und dennoch erlaubte er seinem Volke die Vielweiberei, welche selbst der heilige Augustin für etwas unschuldiges hält.

Bierzigstes Fragment.

In neuern Zeiten hat die Abneigung der Hindus gegen die Vielweiberei um vieles abgenommen, demohngeachtet ist selbige noch nicht so allgemein eingeführt, als unter andern morgenländischen Völkern. Ehedem war die Vielmännerei unter ihnen nicht ungewöhnlich, und sie wird sogar in den Schastas ausdrücklich erlaubt.

Die Vielmännerei ist unstreitig der sonderbarste und aufferordentlichste Triumph des weiblichen Geschlechts über das männliche. Sie hat sich in Indien ziemlich weit ausgebreitet; denn auffer den Einwohnern von Thibet und Butan, wo sie noch heut zu Tage durchgängig üblich ist, findet man sie auch unter den Siefers oder den Bergbewohnern an der Gränze von Cabul und Candahar, von welchen die Afghans abstammen. Heut zu Tage ist die Vielmännerei in Hindostan ganz abgeschafft, sie hat auch daselbst nie so blutige Auftritte veranlaßt als unter den oben gedachten Völkern, wo man, um sie aufrecht zu erhalten, durch ein eignes Geseze verordnet hat:

te, daß alle Kinder weibliches Geschlechts auf öffentlichen Märkten von ihren Eltern geschlachtet werden sollten, wofern sich niemand fände, der sie kaufen oder sie aufzuziehen versprechen wollte *),

Aus Vorurtheil und Gewohnheit pflegen wir die Vielmännerei noch weit unnatürlicher als die Vielweiberei zu finden. Eigentlich aber sehe ich nicht, warum der Mann eher die Erlaubniß haben soll viele Weiber zu haben, und eine Frau sich mit einem einzigen Manne begnügen soll. Wenn nun einmal die Ordnung der Natur übertreten werden müßte, so sollte man doch nach dem natürlichen Rechte beiden Geschlechtern die unumschränkte Freiheit zu wählen gestatten. Die Vielmännerei ist um nichts unnatürlicher als die Vielweiberei. Der Siefer ist nicht im geringsten tadelnswerther als der Hindu. Ich möchte so gar beinahe sagen, daß beide in diesem Punkte feinerer Gesinnungen äußern und verzeihlicher handeln,

*) Wie ein solches Gesetz die Vielmännerei habe aufrecht erhalten können, begreife ich nicht, es müßte denn insofern seyn, als es etwas dazu beitragen konnte, die Anzahl der Weibspersonen in Verhältniß gegen die Anzahl der Männer zu vermindern, und jene feltner zu machen.

als die Juden, bei welchen durch ein eigenes Gesetz verordnet war, daß der Bruder eines Mannes, der keine Kinder verließ, dessen Wittwe heirathen sollte, wenn er sich nicht in Gegenwart der Ältesten des Volks von der Wittwe den Schuh ausziehen und ins Gesicht speien lassen wollte *).

Die Hindus heirathen sehr jung, oft schon im dritten oder vierten Jahre und zwar am liebsten in der Konjunktion der Planeten Brispak-

- *) Der Verf. sagt dies alles offenbar aus lauterer Paradoxensucht. Unser Abscheu gegen die Vielmännerei ist in der That kein bloßes Vorurtheil: denn sie ist der Natur weit mehr zuwider und der Bevölkerung ungleich schädlicher als die Vielweiberei. Das lehrt schon die gesunde Vernunft. Noch mehr: wäre die Vielmännerei überall eingeführt, und dürfte jedes Frauenzimmer zehn, zwölf Männer heirathen, so würde das stärkere Geschlecht auf eine ganz unnatürliche Art der Herrschaft des schwächern unterworfen, und die ganze Menschengattung müßte in kurzer Zeit ganz aussterben. Die Ursachen hiervon hätte Sullivan von den Ärzten erfahren können. — Uebrigens kann ich nicht einsehen, aus welchem Grunde der Verf. hier die Vielmännerei mit dem Leviratsgesetz der Juden kontrastiren läßt. Beides kann doch gar nicht mit einander verglichen werden.

Uebers.

und Snsk, d. i. Jupiter und Venus. Man giebt die Kinder zusammen, ehe sie noch mannbar sind. Wahr ist es jedoch, daß in diesen heißen Ländern der Körper ungleich früher sich entwickelt als bei uns. Die Kinder lernen eher gehen, auch ihr Verstand äussert sich früher als in kalten Ländern. Diese frühzeitige Entwicklung ist aber auch der Vorbote eines frühzeitigen Alters. Die jungen Leute werden sehr bald mannbar, es währt nicht lange, so bekommen sie schon graue Haare, und mit dreißig oder vierzig Jahren ist man dort schon so schwach und hinfällig als unter kalten Himmelsstrichen im sechzigsten.

Dem frühzeitigen Heirathen der Morgenländer schreibt man insgemein ihren schwächlichen Körperbau zu. Denn, sagt man, wie kann der Embryo in dem Schoosse seiner Mutter hinlänglich ernährt werden, wenn diese selbst noch aller ihrer Nahrungssäfte zum Wachsthum bedarf? Dieses klingt allerdings sehr wahrscheinlich; allein die Erfahrung belehrt uns oft eines andern. Sie zeigt uns, daß die stärksten Kinder von den jüngsten Mädchen geboren werden. Die Russen können uns hievon überzeugen. Diese gewöhnen sich von ihrer frühesten Kindheit an schnelle Abwechselung der Hitze und Kälte. So wie sie aus ihren heißen Dampfbädern kommen, stürzen sie sich unmittelbar in eiskaltes Wasser, und hiedurch so

wohl als durch andre Nebenumstände, wird die Entwicklung des Körpers dergestalt beschleunigt, daß viele Frauenspersonen schon im dreizehnten Jahre Mütter werden. Doch geschieht dieses nicht ohne üble Folgen, denn eben diese Personen sind einer frühzeitigen Erschlaffung, und Schwächlichkeit des ganzen Körpers und mancherlei daher entstehenden Krankheiten ausgesetzt, und altern und sterben meistens vor der Zeit in ihren besten Jahren. Ihre Kinder aber leiden dabei gar nicht, sondern kommen mit allen Kennzeichen einer gesunden und starken Konstitution zur Welt.

Nicht unter allen Stämmen der Hindus ist das frühzeitige Heirathen üblich. Auf der Insel Ceylon ist eine ganz entgegengesetzte Gewohnheit eingeführt, die Polygamie ist daselbst mehr eingeschränkt, und man heirathet später. Wer heirathen will, muß erst einen Feind in ofnem Felde erschlagen haben. Will er mehrere Weiber nehmen, so muß er seinen Heirathsantrag bei einer jeden durch den Kopf eines erschlagenen Feindes geltend machen.

Ein und vierzigstes Fragment.

Man muß sich wundern, daß die Hindus ein übrigens sehr gesittetes Volk in ihren Gesetzen sich einer sehr tadelnswürdigen Härte gegen das weibliche Geschlecht schuldig machen. Viele Nationen sperren ihre Weiber ein, aber keine hat von diesem Geschlechte eine so nachtheilige Meinung als die Hindus. „Das Weib, sagen ihre Gesetze, hat sechs Eigenschaften: die erste ist unmaßiges Verlangen nach Schmuck, schönen Kleidern und köstlichen Speisen; die zweite, unersättliche Wollust; die dritte, heftige Neigung zum Zorn; die vierte, Rachsucht; die fünfte, daß fremdes Gut in ihren Augen Uebel ist; und die sechste, unabänderliche Neigung zu bösen Handlungen. Der Schöpfer hat daher das Weib zu weiter nichts als zum Kinderzeugen bestimmt. — — Ein Weib soll mit Fremden nicht reden, mit dem Sinassi (einem herumziehenden Pfaffen) mit einem Einsiedler, und mit einem alten Manne mag sie jedoch Umgang haben. Sie soll nicht lachen, ohne ihr Angesicht mit dem Schleier zu verhüllen. Sie soll nicht essen, bevor sie ihren Mann und seine Gäste mit Speisen bedient hat. Ist ihr Mann verreist, so soll sie nicht spielen, kein Schauspiel besuchen, nicht lachen, keinen

„Schmuck noch Feierkleider anlegen, nicht tanzen
 „sehen, noch Musik hören, nicht am Fenster sit-
 „zen noch ausgehen; daheim soll sie sich in Ein-
 „samkeit halten, und die Thür ihres Hauses wohl
 „verschließen; sie soll auch keine leckeru Speisen
 „essen, noch ihre Augen schwärzen, noch ihr An-
 „gesicht im Spiegel beschauen. Nichts was sie
 „belustigen könnte, soll sie vornehmen, so lange
 „ihr Mann abwesend ist.“

Zu diesen schönen Verordnungen haben die
 graubärtigen Brahminischen Gesetzgeber, bei wel-
 chen das Alter alle Gefühle der Zärtlichkeit er-
 löst hatte, noch folgende Worte hinzugesetzt:
 „Der Mann soll für und für sein Weib in Un-
 „terwürfsigkeit erhalten, und sie nie nach eigenem
 „Gutdünken handeln lassen; denn hätte sie ihren
 „freien Willen, so würde sie nur lauter Uebels,
 „thun.“

Bei solchen Gefinnungen, die zu allem Ue-
 berflus noch durch die Landesgesetze gleichsam ge-
 heiligt sind, sollte man vermuthen, daß die Subs-
 ordination in Ansehung der Weiber noch weiter
 gehen, daß der Mann Macht und Gewalt über
 Leben und Tod seiner Frau haben, und berech-
 tigt seyn müßte, sie nach Gutdünken, wenn er
 ihrer überdrüssig ist, zu verstossen. Hier sind je-
 doch die Brahminischen Gesetze von dem Wege,
 welchen sie eingeschlagen hatten, abgewichen. Keur-

Mann darf sein Weib nach Willkühr verstoßen.
 „Selbst dann, wenn der Mann in Unglück kömmt,
 „soll er sein Weib nicht verstoßen, wosern sie
 „nicht einwilligt; ist es aber ihr Wille, so mag
 „er sie einem andern Manne geben.

Verwundern muß man sich, daß ungeachtet aller dieser Strenge der Gesetze, und ungeachtet der verächtlichen Begegnung, welche sich die Weiber der Hindus gefallen lassen müssen, die Männer dennoch ihren Weibern so treu, und diese so keusch zu seyn scheinen, und daß Ehebruch in Hindostan ein fast unerhörtes Verbrechen ist. Da jedoch überall und unter allen Nationen Ausnahmen von der Regel statt finden müssen, so haben die Brahminischen Gesetze auch auf diese Rücksicht genommen. „Wenn sich das Weib eines
 „Brahminen eines freiwilligen Ehebruchs mit einem Suder schuldig macht, so soll man ihr die
 „Haare abschneiden, sie nackt ausziehen, ihren
 „Leib mit Butter schmieren, und sie, auf einem
 „Esel reitend, durch die Stadt führen, endlich
 „aber zu dem Thore gegen Mitternacht hinausstoßen, oder sie von den Hunden zerreißen lassen.“

Dennoch mag es, trotz dieser strengen Gesetze, manchmal wohl geschehen, daß die Weiber in Hindostan die eheliche Treue verletzen. In der Nachbarschaft des Aequators kam man eben nicht

sehr auf kaltes Blut und Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften rechnen. Es giebt eine Art von Menschen in Hindostan, welche sich *Sinassih*s nennen, und eine besondre Heiligkeit und strenge Enthalttsamkeit affectiren. Allein diesen heiligen Ordensmännern möchte wohl im Grunde nicht viel zu trauen seyn, und sie mögen zur Bevölkerung mehr beitragen, als sichs die guten Ehemänner, welche sie so freundschaftlich in ihren Häusern aufnehmen, einbilden. Ihre Anzahl ist außerordentlich groß; man sieht sie schaarenweise bei tausenden herumziehen und sie sind fast alle starke nervige Figuren, die eben keine Kostverächter zu seyn scheinen.

Wenn ein *Sinassih* mit der Frau vom Hause betet, so läßt er seine Pantoffeln oder seinen Stab vor der Thür stehen, und der Mann darf sichs, wenn er dieses Zeichen sieht, ja nicht gelüsten lassen, das fromme Paar in der Andacht zu stören. So ehrwürdig und unverletzlich übrigens diese *Sinassih*s sind, so sind sie doch nicht im ausschließlichen Besitze dem indianischen Frauenzimmer Besuche zu machen. Sie haben Mitarbeiter am Weinberge, die sich noch mehr als sie geltend zu machen wissen. Dieses sind die *Nairen*, Mitglieder einer besondern indischen Kaste, welche die Gunstbezeugungen der Schönen als ein ihnen gebührendes Recht öffentlich fordern, indessen sich die

Sinassih's um selbige nur ver stolner weise, und unter dem Vorwand der Andachtsübungen bewersben dürfen. Aus allen diesen Umständen muß man schließen, daß die weibliche Tugend in Hindostan eben nicht felsenfest ist, und daß beide Geschlechter in ihren Neigungen und Wünschen keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen.

Zwei und vierzigstes Fragment.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß die Hindu's ganz von ihren Priestern beherrscht werden. Ihre Meinung von der Weisheit der Brahminen und ihre Ehrfurcht gegen selbige ist in der That ausserordentlich groß; doch muß man gestehen, daß dieses zum Theil nicht ganz ohne allen Nutzen für die Nation ist.

In einem der vorhergehenden Fragmente habe ich die Gauruh's genannt, welche bei jeder Familie die Stelle eines Gewissensraths in geistlichen sowohl als weltlichen Angelegenheiten vertreten. Der Gauruh muß sich aber ebenfalls nach gewissen ihm vorgeschriebnen Regeln richten, und nach Anleitung derselben die Gewissen seiner Pfleghbefohlen berathen. — Eine Beschreibung aller religiöser Gebräuche der Hindu's würde mehrere

Hände ausfüllen, und ich werde daher hier nur einige der merkwürdigsten anführen.

Zu Lastern geneigt und von Natur furchtsam und der Strafwürdigkeit sich bewußt, hat der Mensch von jeher einen gewissen Drang zu Bädungen gefühlt. Daher unter andern der Wahn, daß man durch Abwaschungen allerlei Sünden tilgen könne. Die Juden sahen die Taufe oder das Bad als ein Mittel an Unreinigkeiten des Körpers sowohl als der Seele abzuwaschen, und die Christen, welche ihnen hierin nachahmten, taufeten nicht nur sich selbst sondern auch ihre Glocken, und alles was sie hatten. Wiewohl demnach beide Religionspartheien Wasser und Feuer als Symbole und Mittel der Entsündigung angesehen haben, und diese Meinung auch unter den Hindus herrscht, so ist doch bei diesen noch eine andre Ursache, welche sie zu Verehrung des Ganges und anderer heiliger Flüsse vermocht hat.

Die Aegyptier verehrten das Wasser unter dem Bilde des Kanopus *). Die Hindus ver-

*) Das Vorgeben, daß die Aegyptier einen besondern Wassergott mit Namen Kanopus (richtiger Kanobus) verehrt hätten, beruht lediglich nur auf einer Fabel, welche Ruffin, ein christlicher Schriftsteller des fünften Jahrhunderts erzählt. Die Aegyptier hatten keinen Gott Kanobus. Sie verehrten den Nil,

ehren dieses Element selbst, ohne sinnbildliche Vorstellung. Die Fruchtbarkeit, welche die Flüsse durch ihr jährliches Austreten über ihre Ufer verbreiten, hat vermuthlich die erste Gelegenheit gegeben selbige göttlich zu verehren; denn der rothe sich selbst überlassne Mensch ist überall geneigt die Gegenstände, von welchen er vorzüglichem Nutzen hat, zu vergöttern.

Die Priester wußten die abergläubische Ehrfurcht der Hindus gegen die Flüsse sehr gut zu benutzen. Sie machten es zu einem Religionsgrundsatz, daß das Baden in den Flüssen für alle Anwohner derselben zur Reinigkeit, und für alle, welche weit von selbigen entfernt wären, zur Entsündigung unentbehrlich sey. Selbst der Schlamm der Flüsse entging ihrer Aufmerksamkeit nicht, und er wird in der That noch heut zu Tage zu vielen Religionsgebräuchen angewendet.

Der Ganges ist der größte Strom von Hindostan und vermuthlich eben deswegen auch der heiligste. Diejenigen, welche in ihm baden, werden dadurch in vorzüglichem Grade geheiligt, und

aber, wie es scheint, ohne sinnbildliche Vorstellung. Die ägyptischen Figuren von Thon, welche man insgemein Kanoben nennt, sind weiter nichts als Wassergefäße mit Deckeln, welche die Gestalt des Serapis haben.

Uebers.

zum Merkmal, daß sie diese Ceremonie vollzogen haben, an der Stirne mit einem gelben Saft gezeichnet. Das Wasser wird auf Krüge gefüllt, von den Brahminen versiegelt, und gegen theure Bezahlung in alle Provinzen von Hindostan verschickt. Viele indische Fürsten, deren Land viele hundert Meilen weit vom Ganges entfernt ist, trinken kein andres Wasser, wenn ihnen gleich die Fracht ungeheuer hoch zu stehen kömmt.

In nichts äußert sich indessen die abergläubische Ehrfurcht der Hindus gegen die Flüsse auf eine seltsamere Art, als in der barbarischen Gewohnheit die Sterbenden an den Ufern der Flüsse auszusetzen. Es ist auch sehr gewöhnlich den Kranken Schlamm aus dem Flusse in den Mund und die Nase zu stopfen, damit sie desto eher sterben mögen. Bedenkt man, wie viele hüftlose Franke und alte Personen auf diese Art oft bei vollkommenem Bewußtseyn an den Rand des Wassers hingesezt, und dann entweder von der Flut fortgerissen, oder von Krokodillen und Tigern aufgefressen werden, so muß man über die Unmenschlichkeiten, zu welchen der Aberglaube führen kann, erschrecken. Es ist in dieser Erzählung nichts übertrieben, und mir selbst sind verschiedne Beispiele davon bekannt geworden. Noch vor wenig Jahren geschah es, daß ein reicher und angesehener

hener Hindu zu Kalkutta in Bengalen zu zwei verschiedenen malen, durch einen Engländer, der sein Freund war, dem gewissten Verderben entrissen wurde. Seine Verwandten hatten ihn, da er gefährlich krank war, auf sein eignes Verlangen an das Ufer des Ganges bringen müssen, wo er ganz gewiß seinen Tod gefunden haben würde, wenn ihn sein Freund nicht mit Gewalt von da weggenommen hätte.

Ich habe bei andrer Gelegenheit eines ähnlichen Gebrauchs gedacht, welcher bei den Tartarn und Amerikanern eingeführt ist. Es giebt wenig so auffallend häßliche Züge in der Denksart der Menschen, als diese, und nur unter den alten Troglodyten finden wir eine Gewohnheit, welche eben so abscheulich ist. Wenn einer aus diesem Volke gefährlich krank, oder durch Alter und Schwachheit seinen Landsleuten lästig wurde, so pflegte er sich gemeiniglich das Leben zu nehmen. Unterließ er es aber, so gestattete man einem seiner Verwandten ihn an das Gesetz zu erinnern, welches den Selbstmord in solchen Fällen zur Pflicht machte. Gehorchte er, so vergab man ihm die anfängliche Vernachlässigung seiner Pflicht. Wollte er sich aber auch dann noch nicht das Leben nehmen, so wurde er mit Gewalt erwürgt, sein Andenken und sein Nas

Sulliv. Reis. z. B.

me ewiger Schande und Vergessenheit übergeben,
und seinem Leichnam die Beerdigung verweigert.

Drei und vierzigstes Fragment.

So unvermögend auch die Hindus immer ge-
wesen sind, der Uebermacht ihrer auswärtigen
Feinde zu widerstehen, so sind sie doch im Grun-
de ein beherztes und tapferes Volk. Nur der
Mangel an Kriegszucht hat sie zur Beute frem-
der Eroberer gemacht. Noch in neuern Zeiten
haben sich Vorfälle in Hindostan ereignet, welche
sehr deutlich zeigen, daß die Einwohner dieses
Landes den Tod der Sklaverei vorzuziehen wissen.

Im Jahre 934 nach Mahommets Flucht
oder 1527 u. C. G. belagerte Sultan Baber
den Medini Rai einen indischen Fürsten in seinem
Schlosse Chindery. Die Rajahputen thaten ver-
schiedne Ausfälle auf die Belagerer. Da sie aber
endlich aufs äußerste gebracht waren, brachten sie
ihre Weiber und Kinder mit eigener Hand um,
und einige von ihnen brachten ihrem Anführer
ein Schwert mit der Bitte, sie zur Belohnung
für ihre treuen Dienste hinzurichten. Die übris-
gen beschloßen ihr Leben theuer zu verkaufen, und
weiheten sich mit besondern feierlichen Gebräuchen
zum Tode. Sie legten nämlich ihre besten Klei-

der an, freuten nach Landesfittte gelben Puder in ihr aufgelöstes Haar, und stürzten sich dann unter die Feinde, unter welchen sie ein großes Blutbad anrichteten, und dann mit unzähligen Wunden bedeckt, auf dem Schlachtfeld blieben.

Auch unter dem weiblichen Geschlecht in Hindostan hat man außerordentliche Beispiele von Entschlossenheit gesehen. Der Kaiser Akbar, welcher im Jahr 1605 starb, schickte eine Armee in das Land einer gewissen indianischen Königin, welche von ihm abgefallen war. Auf die Nachricht von der Annäherung der Mogulschen Truppen versammelte diese Fürstin ihr Heer; sie selbst ergriff ihren Bogen und ihren Speer, bestieg den königlichen Elephanten, und zog in eigener Person vor den ihrigen her. Die Schlacht war blutig, zuletzt begannen die Truppen der Königin zu weichen, und sie selbst wurde, indem sie sich bemühte die Schlachtordnung wieder herzustellen, durch einen feindlichen Pfeil an dem einen Auge verwundet. Dennoch wich sie nicht. Sie bemühte sich den Pfeil aus der Wunde zu ziehen, aber vergeblich, bis endlich der Schaft abbrach und die Spitze im Auge sitzen blieb. Ein zweiter Pfeil traf sie am Halse, und nun fiel sie in Ohnmacht. Ihre Truppen geriethen in Unordnung und flohen. Ihr Elephantenwärter kehrte um, und wollte sie

aus der Schlacht führen, aber plötzlich kam sie wieder zu sich selbst, und sah den verzweiflungsvollen Zustand, in welchen sie gerathen war. Jeden Gedanken an eine schimpfliche Flucht verabscheuend, sammelte sie noch dreihundert von ihren Leuten um sich, und der Kampf begann von neuem. Endlich wichen auch diese und die Feinde umringten sie von allen Seiten. Sich gefangen geben oder sterben — nur eins von beiden konnte sie noch. „Komm, mein Freund, sprach sie zu einem Offizier, der tapfer an ihrer Seite gefochten hatte, komm und gib mir den Tod — er ist das einzige Mittel deine Gebieterin aus den Händen der Feinde zu retten.“ Sprachlos sah der treue Diener zur Erde nieder, gern hätte er ihr gehorcht, aber zum erstenmal in seinem Leben vermochte er nicht. Noch einmal befahl sie, noch einmal bath sie ihn, umsonst — er konnte nichts als weinen. — „Dies, rief sie endlich hoffnungslos, dies ist denn also meine letzte, meine einzige Rettung! — Nun komm, Akbar! nun troste ich dir!“ So sprach sie, und stieß sich den Dolch ins Herz. —

Solche Beispiele überheben mich der Mühe, den Heldenmuth und die Tapferkeit der Hindus umständlicher zu beweisen. Viele ähnliche Begebenheiten könnten noch angeführt werden, und obgleich die Namen derer, welche das

bei die Hauptrollen spielten, größtentheils unbekannt, und vornämlich die Beispiele weiblichen Muths unter den Hindus, lange nicht so berühmt, als die ungleich weniger edeln Thaten der Kleopatra und Zenobia, sind, so wird doch, wie ich hoffe, eine Zeit kommen, wo man große ausserordentliche Handlungen auch bei Indianern schätzen lernern, und der Aufzeichnung für die Nachwelt würdig finden wird *).

Die Geschichte hat Beispiele genug von weiblichem Muth und Entschlossenheit aufzuweisen, die uns hinlänglich überzeugen können, daß das Geschlecht, welches wir das schwächere nennen, eben so lebhafter und edler Begriffe von Ehre und Freiheit fähig ist, als das stärkere. Nur eine

*) Noch vor wenig Jahren ereignete sich ein ähnlicher Fall. Die Gattin des Rebellen Guttysah war von ihrem Manne getrennt, und mußte, um zu ihm zu gelangen, mitten durch die Englische Armee gehen. In dieser Verlegenheit steckte sie eine Büchse mit Pulver zu sich, (*in her cover'd litter*) nahm eine Fackel in die Hand, und ging beherzt durchs Englische Lager, mit dem festen Entschluß, das Pulver anzuzünden und sich auf diese Art zu tödten, wosfern sie angegriffen würde. Zum Glück ward sie nicht bemerkt, und kam ohne Schaden bei ihrem Manne an.

Verfas.

Begebenheit, welche Plutarch erzählt, will ich hier noch anführen. Die Phozenser waren von ihren Feinden, den Thessaliern bis aufs äußerste gebracht worden. Daiphantus, einer ihrer Anführer that den Vorschlag, ihre Weiber, Kinder, und alles was sie hätten, zusammen zu bringen, und im Falle, daß die letzte Schlacht unglücklich ausfiel, alle diese Schätze zu verbrennen, damit nichts dem Feinde in die Hände fiel. Die Weiber wurden befragt, ob sie sich das gefallen lassen wollten, und sie willigten alle ohne Bedenken ein. Die Wirkungen dieses Vorschlags kann man sich leicht vorstellen. Um das zu retten was ihnen das Liebste auf der Welt war, fochten die Phozenser als Verzweifelte, nahmen den Thessaliern ihre Eroberungen ab, und unterwarfen sich die nämlichen Feinde, die vorhin schon den Sieg in den Händen gehabt hatten. Zum Andenken dieser Begebenheit wurde in Phocis ein jährliches Fest zu Ehren der Weiber angeordnet.

Vier und vierzigstes Fragment.

Eine von den vorzüglichsten Quellen der Todesverachtung bei den Hindus ist die Lehre von der Seelenwanderung, zu welcher sie sich bekennen, und deren erste Stifter sie zu seyn scheinen.

Man hat sich oft gewundert, daß die Menschen nicht früher, als sie die Unsterblichkeit der Seele erkannten, angenommen haben, daß mit dem Tode und mit der Zerstörung des Körpers alles aus sey. Wie schauervoll ist nicht die Vorstellung des Wechsels zwischen Leben und Tod! Von der Zerstörung des Pflanzenreichs nährt sich das thierische, und aus der Verwesung thierischer Körper sprießt wieder das Leben unzähliger Pflanzen hervor. Der Mensch nährt sich von Thieren und Pflanzen; aber auch er ist dem Gesetz des Todes unterworfen. Seine herrliche Gestalt, das Ebenbild' ihres Werkmeisters muß verfallen, und sein Körper, in seine Bestandtheile aufgelöst, einen Beitrag zur Ernährung andrer Geschöpfe, und zur Entwicklung neuer Formen abgeben.

Die Hindus glauben zwar an die Wanderung der Seelen, aber sie nehmen unter diesen keine solche Rangordnung, wie Plato, an, welcher unheilbare, heilbare, und ganz reine Seelen unterschied, von welchen die erstern ewig unglücklich, die zweiten zur Reinigung und Besserung, und die dritten zu unmittelbarer Vereinigung mit der Gottheit bestimmt wären. Die Hindus glauben, jede Seele sey dem Gesetz der Wanderung unterworfen, und diese dauere kürzere oder längere Zeit, je nachdem sich der Mensch auf dieser Welt weniger und geringer oder vieler und gros

ßer Vergehungen schuldig gemacht habe. Die Art wie sie sich zu ihrer bevorstehenden Wanderschaft vorbereiten, ist sehr sonderbar. Tavernier kannte zween Kaufleute, welche einen großen Theil ihrer Juweelen und ihres Geldes zu vergraben pflegten. Als er sie fragte, warum sie das thaten, so erhielt er zur Antwort; sie könnten nicht wissen, ob sie nicht in ihrem künftigen Zustande nach dem Tode in Mangel und Noth würden leben müssen, und daher sey es der Klugheit gemäß, sich einen Nothpfennig auf solche unvorhergesehene Fälle zu sparen. So seltsam das auch klingen mag, so trage ich doch kein Bedenken es zu glauben; denn noch heut zu Tage ist es sehr gewöhnlich, daß die Hindus einen beträchtlichen Theil ihrer Baarschaft vergraben.

Bei dem allen ist es immer sehr sonderbar, daß die nämlichen Grundsätze, nach welchen die Hindus gegen den Tod in Rücksicht auf sich selbst so gleichgültig sind, ihnen einen ausserordentlichen Abscheu gegen alles Blutvergießen beigebracht haben. Viele tausend unter ihnen werden gewiß viel lieber sterben, als von dem Fleische irgend eines Thieres essen, ob sie gleich zu der nämlichen Zeit, wie man an den Maratten sieht, kein Bedenken tragen, ganze Landschaften zu verwüsten und ihre Feinde überall, wo sie ihrer mächtig werden können, mit vollkommener Zufriedens-

heit ihres Herzens niederzumachen. Man sieht in Hindostan oft Hospitäler, in welchen kranke Thiere und Vögel aufgenommen und gepflegt werden. Die Hindus pflegen sogar dergleichen Thiere von den Mahomedanern und Christen zu kaufen, um sie, wie sie sagen, aus den Händen der Ungläubigen zu erretten.

Aus der Lehre von der Seelenwanderung ist insonderheit die außerordentliche Hochachtung entsprungen, welche die Hindus gegen die Kuh haben; doch hat hieran auch Ueberlegung und Dankbarkeit nicht geringen Antheil. Sie sahen, daß kein andres Thier so häufige und so nahrhafte Milch giebt, als die Kuh; daß der Ochse geduldig und gelehrig und zur Bestellung der Aecker sehr brauchbar ist. Milch ist das vornehmste Nahrungsmittel der Hindus; sie tragen auch kein Bedenken, einem Ungläubigen davon vorzusetzen; aber in ihren Augen ist kein fürchterlicheres Verbrechen, als ein Kalb oder einen Ochsen zu schlachten, und wenn sie irgend nur es möglich machen können, so wenden sie Bitten, Geschenke, List oder Gewalt an, um es zu verhindern.

Fünf und vierzigstes Fragment.

Menschen, welche eine Seelenwanderung glauben, müssen natürlich alles mögliche versuchen um die Bes

freijung der Seele von den Banden ihres Körpers zu erleichtern. Aus dieser Ursache pflegen die Hindus ihre Leichen gleich nach dem Tode zu verbrennen.

Ohnstreitig ist das Verbrennen die beste und am wenigsten schädliche Methode einen in Verwesung gehenden Körper zu behandeln. Die Hindus pflegen, wenn sie können, diese Cerimonie an dem Ufer irgend eines heiligen Flusses oder der See zu verrichten, wo sie den Leichnam zugleich bequem abwaschen können. Liebe zur Keuschheit sowohl als der Glaube, daß die Seele erst nach völliger Zerstörung ihres Körpers frei werde, hat in Hindostan zu dem Befehle Gelegenheit gegeben, daß, die Brahminen und Mönche allein ausgenommen, alle Leichen verbrannt werden sollen.

Einige wenige Stämme der Hindus sind von diesem Gebrauche abgewichen, und pflegen ihre Todten in aufgerichteter Stellung in kegelförmige Gruben zu verscharren, wobei sie ihnen zugleich eine gute Portion Milch, Salz, Reis und andre Victualien mitgeben, damit es ihnen im Grabe nicht an dem nothwendigsten fehle. Ganz sonderbar aber ist folgender Gebrauch der Ceilanesen, welchen ein arabischer Schriftsteller aus dem neunten Jahrhundert erzählt. „Wenn auf Serendib oder Ceilan der König stirbt, so legt man seinen Leichnam auf ein ofnes Fuhrwerk,

„so daß der Kopf hinten rückwärts fast bis auf
 „den Boden herabhängt. Hinter dem Wagen
 „geht ein Weib, welche mit einem Sprengwedel
 „Staub auf das Gesicht des Verstorbenen streuet,
 „und zugleich mit lauter Stimme ausruft: Es
 „het hier den Mann, der noch gestern euer Kö-
 „nig und Gebieter war! Seine Herrschaft ist nun
 „dahin, kalt und leblos liegt er da, und der
 „Herr des Todes hat seine Seele zurückgefordert.
 „Rechnet daher nicht auf die Hofnungen dieses
 „Lebens, denn sie sind eitel und betrüglich! —
 „Hierauf wird der Leichnam verbrannt.“

Warum all dies ängstliche Streben nach dem
 Triumph einer Stunde? Was hilft es Reich-
 thümer zu besitzen, auf den Schwingen des
 Ruhms emporzusteigen. Die glänzendsten That-
 ten der Menschen endigen sich mit einem:
 „Hier liegt er!“ und der Schluß ihrer
 Triumphgesänge ist: „Der Staub muß
 wieder zum Staube versammelt wer-
 den!“ *)

*) Why all this toil for triumphs of an hour?
 What tho' we wade in wealth, or soar in fame?
 Earth's highest station ends in: „here he lies!“
 And „Dust to dust“ concludes their noblest
 songs.

Young.

Die Hinbus haben Entschlossenheit genug sich für ihr Vaterland, für ihre Religion, für ihre Geseze aufzuopfern, allein es ist mir kein Beispiel bekannt, daß sie muthlos und verzagt genug wären, um sich selbst das Leben zu nehmen, wenn sie dessen überdrüssig sind. Der Selbstmord ist in Hindostan außerordentlich selten, noch weniger sieht man daselbst solche Auftritte, wie uns die alten Geschichtschreiber von dem Calanus, einem Brachmanen zu Alexanders Zeiten, erzählen. Dieser Mann war entschlossen dem Tode, der für ihn zu langsam sich näherte, durch freiwillige Aufopferung zuvor zu kommen. Vergeblich bemühte sich Alexander ihn von diesem Vorsatze abzubringen: zuletzt mußte er es geschehen lassen, und trug dem Ptolemäus, Lagus Sohn, nachmaligem König von Aegypten, die Veranstaltung der Feierlichkeit auf. Als alles zubereitet war, gab Alexander Befehl, daß Calanus, von der königlichen Leibwacht zu Fuß und zu Pferde begleitet, zum Scheiterhaufen geführt, und auf diesen köstliche Spezereien und allerlei goldne und silberne Gefäße geworfen werden sollten. Calanus selbst, der sehr schwach und krank war, wurde auf ein prächtig ausgeschmücktes Pferd gesetzt, und so zum Scheiterhaufen geleitet. Ehe er selbigen bestieg, schenkte er das Pferd, welches ihm der König gegeben hatte, seinem gewesenen

Schüler, dem Lysimachus; die goldnen und silbernen Geráthschaffen aber theilte er unter seine Freunde aus. Hierauf stimmte er einen Lobgesang an, in welchem er Gott für alle von ihm empfangne Wohlthaten Dank sagte, und nun lag er auf den Scheiterhaufen, wo er sich mit vieler Würde auf das bereit stehende Bett niederlegte, und mitten in den Flammen, ohne sich zu rühren oder schmerzhaftige Empfindungen zu äußern, seinen Geist aufgab.

Sechs und vierzigstes Fragment.

Noch einen Gebrauch der Hindus muß ich erwähnen, welcher so unmenschlich und barbarisch ist, daß man seines gleichen in der Geschichte der Menschheit schwerlich sonst irgendwo antreffen dürfte. Ich meine die Gewohnheit der indischen Weiber sich mit ihren verstorbenen Männern zu verbrennen. Ueber den Ursprung derselben hat man sehr mannichfaltige Muthmaßungen. Einige Schriftsteller behaupten, die Weiber kosteten durch opferung der Nothwendigkeit der freiwilligen Aufopferung zu entgehen, und unmittelbar nach dem Tode mit ihren Männern wieder vereinigt zu werden. Noch andre glauben, man habe durch Eins

führung dieser Gewohnheit die Weiber hindern wollen, ihre Männer zu vergiften. Gefühl der Ehre und eheliche Liebe ist zuweilen als die einzige Ursache angegeben worden. Die Geseze und die Brahminen, sagt man, geben den Weibern die Versicherung, daß sie künftig mit ihren Männern vollkommen glücklich leben werden; auf dieser Welt dürfen sie doch nach ihrer Gatten Absterben nicht wieder heirathen, und sinken von der Würde einer Gebieterin des Hauses beinahe zum niedrigen Stande einer Magd herab. — Man hat auch zuweilen versichert, es sey niemals gesetzliche Religionspflicht für die Weiber gewesen, sich mit ihren verstorbenen Männern zu verbrennen: viele neuere Reisebeschreiber hingegen versichern, es herrsche diese Gewohnheit noch heut zu Tage, und sey der außerordentlichen Zärtlichkeit und Eifersucht der ehemaligen Brahminen zuzuschreiben, welche den Wunsch ihre Weiber recht bald nach dem Tode wieder zu umarmen durchaus hätten befriedigen wollen.

Alle diese Meinungen sind offenbar falsch und ausschweifend, wenn ich die einzige ausnehme, nach welcher die Furcht der Männer von ihren Weibern vergiftet zu werden, die erste Veranlassung zu jenem barbarischen Gebrauche gegeben haben soll. In der That kann ja wohl der Argwohn hier, so wie in vielen andern Fällen,

die Quelle der Grausamkeit gewesen seyn. Uebrigens mag man sich die Sache erklären wie man will, genug sie ist Religionsgebrauch und durch das Ansehen der Religion geheiligt.

Fast überall und zu allen Zeiten hat man blutige Opfer gehabt. Der Gesetzgeber der Israeliten, die Religionsstifter der ältesten Völker verordneten sie. Anfangs opferte man blos Thiere, nach und nach aber ging der Aberglaube so weit, daß man endlich gar auf Menschenopfer verfiel. Dennoch war diese Gewohnheit, Menschen zu opfern, da sie nach Verhältniß nur wenigen das Leben kostete, noch bei weitem nicht so grausam als das Gesetz der Brahminen, „daß es einer Frau gezieme, sich mit dem Leichnam ihres Gatten verbrennen zu lassen.“ Dadurch wurde die Hälfte einer ganzen Nation zum gewissen Feuertode verurtheilt. Zwar sagt man, es werde das dem freien Willen der Weiber anheim gestellt, und, „wenn sie sich nicht verbrennen lassen wollen, so verpflichte man sie blos zu ewiger und unverletzlicher Keuschheit, mit dem Bedeuten, daß sie im Fall einer Versündigung ohne Barmherzigkeit ewig verdammt seyn würden.“ In der That ist diese Klausel dem obgedachten Gesetze angehängt, allein man muß demohingeachtet wissen, daß die Brahminen „die Verbrennung der Wittwen mit ihren verstorbenen Männern für einen

„der ersten und wesentlichsten Religionsgebräuche
 „ansehen, den man ohne Untersuchung annehmen,
 „nicht aber darüber vernünfteln müsse.“ *)

Man sieht wie grausam die indischen Gesetze mit dem weiblichen Geschlechte selbst in den letzten Auftritten des Lebens verfahren. Wenn diese abscheuliche Gewohnheit in Hindostan hier und da abgeschafft ist, so hat man das bloß dem Verbote der mahomedanischen Fürsten und der christlichen Eroberer einiger indischen Provinzen zuzuschreiben **).

Noch ein paar Worte will ich von den Feierlichkeiten erwähnen, mit welchen die Verbrennung der indianischen Wittwen vollzogen wird. So bald
 als

*) Man muß indessen doch bemerken, daß es einer Frau, deren Mann unerzogene Kinder hinterlassen hat, nicht erlaubt wird, diese Cerimonie zu vollziehen. Auch diejenigen, deren Männer abwesend verstorben sind, dürfen sich nicht verbrennen, wenn sie nicht Gürtel und Turban der Verstorbenen erhalten können.

Uebers.

**) Doch versichert man, daß, zur unauflöschlichen Schande der Menschheit, einige geldhungrige englische Nabobs in Bengalen, den Weibern gegen eine sehr ansehnliche Bezahlung die Erlaubniß sich verbrennen zu dürfen, ertheilen.

Uebers.

als der Mann tod ist, schließt sich die Wittwe ein, um den erlittnen Verlust zu beweinen. Sie schneidet sich die Haare ab, und legt allen Schmuck ab, den sie von ihrem Gatten zum Geschenk erhalten hatte. Bis zum Tage ihrer Aufopferung bleibt sie in ihrer Einsamkeit. Alsdann legt sie ihre besten Kleider und Juwelen an, und der Leichenzug beginnt. Die Wittwe geht unmittelbar hinter der Leiche, begleitet von Brahminen und Zuschauern, welche ihr zu Ehren Lobgesänge anstimmen. Unterwegs hält man bei einem Flusse oder Teiche, in welchem die Leiche abgewaschen wird. Die Wittwe nimmt in Gesellschaft ihrer nächsten Verwandtinnen einen Abtritt mit einigen Brahminen, welche mit ihr beten. Sie nimmt sodann ihre Armbänder, Ohrringe und übrigen Schmuck ab und vertheilt sie als ein Andenken unter ihre Freundinnen. Wenn der Scheiterhaufen fertig ist, so geht sie dreimal langsam um selbigen herum, wobei ihr die Brahminen einige Kapitel aus der Schasta vorlesen. Sie nimmt von ihren Aeltern, Verwandten und Freundinnen Abschied, und segnet die Brahminen und die Umstehenden, welche ihr zu Füßen fallen und weinen; und nunmehr steigt sie mit einer angezündeten Fackel auf den Scheiterhaufen, wo sie zu den Füßen des Verstorbenen eine tiefe

Verbeugung macht, dann zu seinem Haupte geht, und eine Weile in tiefer Betrachtung sitzen bleibt. Zuletzt zündet sie den Scheiterhaufen selbst an. Damit man es nicht höre, wenn sie winselt und vor Schmerzen jammert, so wird von den Umstehenden ein lautes Geschrei und lärmende Musik gemacht. Meistentheils aber bleibt sie unbeweglich, bis der Rauch und die Flamme sie tödet. Ihre Verwandten und die Brahminen werfen unablässig Töpfe mit Oel und andre Brennmaterialien ins Feuer, bis der ganze Scheiterhaufen niedergebrannt ist.

Andre Weiber lassen sich lebendig mit ihren Männern begraben. Man weiß sogar Fälle, wo sich Wittwen, welchen man nicht erlauben wollte ein solches Selbstopfer zu vollziehen, den Kopf an der Wand entzweigestossen, oder auf andre Art das Leben genommen haben.

Sieben und vierzigstes Fragment.

Eine Gewohnheit, welche mit der eben angeführten freiwilligen Aufopferung der Weiber in Hindostan einige Aehnlichkeit hat, soll bei den Matschez, einer ehemals sehr mächtigen amerikanischen Völkerschaft, üblich gewesen seyn. Das Oberhaupt dieses Volks wurde von seinen Unterthanen

für ein übermenschliches und mit der Sonne verbrüderetes Wesen gehalten. Sein Wille war unumsstößliches Gesetz, welchem sich jedermann mit unbedingtem Gehorsam unterwarf. Selbst der Tod setzte seiner Herrschaft keine Gränzen. Seine vornehmsten Offiziers, seine liebsten Weiber wurden auf seinem Grabe geopfert, damit sie ihn in jener Welt bedienen konnten. Diese Schlachtopfer selbst jauchzten über die Ehre, die ihnen hiedurch wiederfuhr. Sie hielten es für eine Belohnung ihrer Treue, wenn man sie würdigte, ihrem Herrn im Tode zu folgen, und ihm auch künftig Gesellschaft zu leisten.

Diese Gewohnheit war unstreitig eben so barbarisch, als jene der Hindus; doch wurden wenigstens immer nur die vornehmsten Weiber und Bedienten geopfert, und die geringern von dieser Ehre ausgeschlossen. Auch die Männer, welche mit Töchtern der Sonne verheirathet waren, mußten sich auf den Gräbern ihrer Gattinnen opfern lassen. Man sieht hieraus wenigstens, daß dieser Gebrauch der Natchez weniger partheiische Grausamkeit gegen die Weiber verrieth, und nicht so vielen Menschen das Leben kostete, als die Verbrennung der Wittwen bei den Hindus.

Der Aberglaube, der einen Irrthum erzeugt, kann Millionen derselben hervorbringen.

Das sehen wir aus dem Beispiel der Hindus. Die nämlichen Vorurtheile, welche zu der bisher beschriebnen barbarischen Gewohnheit Veranlassung gaben, erweckten vermuthlich auch das blinde Vertrauen dieses Volks zu der Entscheidung streitiger Fälle durch sogenannte Gottesurtheile (ordesi). Diese sind indessen nicht bloß unter den Hindus eingeführt; viele europäische Nationen hatten sie in vorigen Zeiten ebenfalls. Man macht unter den verschiedenen Arten der Gottesurtheile auch fast eben den Unterschied in Hindostan, wie ehedem in Europa. Siedendes Wasser, siedendes Del, glühendes Eisen, jedes von diesen dreien soll eine eigne spezifische Kraft besitzen, gewisse Arten von Verbrechen unwidersprechlich darzuthun. Eins entdeckt Diebstahle, das andre den Meineid, das dritte Zauberei u. s. w. Alle diese Dinge hält man für sichtbare Mittel, durch welche Gott die Beklagten entweder losspreche oder verdamme.

Die Hindus achten auch auf den Vögelzug und auf die Bewegungen der wilden Thiere. Läuft ihnen ein Schakal quere über den Weg, so kehren sie um und verschieben ihre Reise oder Geschäft auf eine günstigere Zeit. Die Kunst aus dem Fluge der Vögel zu weissagen, heißt bei ihnen Schoguhn.

Ich verlasse diese finstern Züge in dem Charakter der Hindus, um meinen Lesern einige aus

bre bekannt zu machen, welche von der Sittlichkeit und Menschenliebe dieses Volks ein vortheilhaftes Zeugniß ablegen. Viele Christen können sich keinen Götzenanbeter anders als einen verworfenen, seines Verstandes beraubten, und zu ewiger Verdammniß bestimmten Menschen denken; oder wenn sie recht gelind und menschenfreundlich urtheilen wollen, so halten sie die Heiden für Mitbewesen zwischen Mensch und Vieh. So hat man oft aus heiliger Verblendung geurtheilt, da man doch wohl bei genauerer Untersuchung gefunden haben würde, daß diese Menschen, die man verachtete und verdamnte, mehr Tugenden als Laster hatten.

Könnten doch diese blinden Eiferer erröthen; könnten sie doch einsehen, daß die Lehre, zu welcher sie sich bekennen, ihnen ganz andre Gesinnungen einflößen soll! — Selbst der Götzendienst könnte ihnen oft ein nachahmungswürdiges Beispiel werden. Sie sollten ihn, wenn ihnen nach Proselyten gelüftet, mit Freundlichkeit belehren, aber nicht verfolgen und ausrotten, nicht mit unmenschlicher Kaltblütigkeit das Urtheil ewiger Verdammniß über ihn ausrufen! Auch er steht und fällt seinem ewigen Richter!

Ich habe die Hindus mit vollkommener Treue so wie sie sind, und längst waren, geschildert, keinen von ihren Fehlern zu beschönigen gesucht,

Keinen vergrößert. Die Zusammensetzung ihres Charakters ist sehr sonderbar; bei keinem andern Volke findet man so widersprechende Eigenschaften beisammen. Wie seltsam ist es nicht zum Beispiel, daß die nämlichen Gesetze, welche die Verbrennung der Wittwen mit ihren Männern gutheissen, zu gleicher Zeit verordnen, „daß jeder Mann sich im Kriege hinterlistiger Mittel, vergifteter Waffen, noch des Feurgewehrs enthalten, keinen Verschnittenen, keinen Feind, der um Pardon bittet, keinen Fliehenden, keinen Ueberläufer, keinen Schlafenden, keinen Nackenden, des Krieges unkundigen, ingleichen auch niemand, der einen Zuschauer bei der Schlacht abgiebt, keinen, der mit einem dritten Handgemein ist, dessen Waffen zerbrochen sind, der verwundet ist, und keinen furchtsamen, im Felde umbringen soll?“ Wie wenig Einheit ist in dem Geiste dieser Gesetze, und in den Grundsätzen, auf welchen sie beruhen!

Bis auf die allernuesten Zeiten hat die europäische Kriegskunst kein solches Beispiel von Großmuth und Menschlichkeit aufzuweisen gehabt. Bei den Alten wurden diejenigen, welche sich ergaben, nicht immer geschont, sondern meistens ermordet. So ließen die Römer die Fürsten von Pometia, Sylla die Samnitischen Feldherrn und Cäsar den Vercingetorix hinrichten. Ja die

Römer waren sogar gewohnt, am Tage des feierlichen Triumphs den Feldherrn des besiegten Heeres hinzurichten wie Cicero in seiner fünften Rede wider den Verres meldet. Tacitus erzählt, Galba habe von den Kriegsgefangnen, die sich ihm auf Gnade ergeben und selbige zugesagt erhalten hatten, jeden zehnten zum Tode verurtheilt. Noch blutiger war das Verfahren der Juden. „Sie nahmen alle diese Städte ein, und rotteten alle ihre Einwohner, Männer, Weiber und Kinder aus, daß ihrer keiner übrig blieb.“ — O Menschlichkeit, du warst nicht vom Samen Abrahams!

Nicht bloß das Herkommen und geschriebne Geseze, welche nur allzuoft unwirksam bleiben, sind die Richtschnur, nach welcher sich die Menschenliebe der Hindus richtet. Es ließen sich unzählige viele Beispiele anführen, wo sie, auch ohne durch Geseze verpflichtet zu seyn, menschlich und großmüthig gehandelt haben.

Acht und vierzigstes Fragment.

„Und der Samariter ging hin zu ihm, und verband seine Wunden, und goß darein Del und Wein. Und er lud ihn auf sein Thier, und brachte ihn in die Herberge, und pflegte sein.“
Der große Stifter unserer Religion stellt uns dies

ses Beispiel des Samariters als preiswürdig, aber auch als etwas unter seiner Nation ungewöhnliches vor, denn er läßt den Samariter mit dem Jüdischen Priester und Leviten kontrastiren. Dieser Zug in dem Charakter des Samariters ist gewiß sehr schön und rührend; was er aber uns aufgefodert hat, das ist in Hindostan durch ein besondres Gesetz ausdrücklich befohlen: „Wenn
 „zwo Personen mit einander reisen und einer von
 „ihnen wird unterwegs krank und unfähig die Reise
 „fortzusetzen, so soll der andre drei Tage bei
 „ihm bleiben um ihn zu pflegen. Weigert er
 „sich, das zu thun, so soll er der Obrigkeit eine
 „Geldstrafe bezahlen.“

Man tadelt vielleicht, daß die Gesetze der Hindus in diesem sowohl als fast in allen andern Fällen, nur Geldstrafen anordnen. Es ist auch nicht zu leugnen, daß Strafgesetze dieser Art zu mancherlei Mißbräuchen Gelegenheit geben können, so lange als es Leute gibt, deren Reichthum sie in den Stand setzt der strafenden Hand der Gerechtigkeit trotz zu bieten. Für jede Art von Verbrechen sollte man eigentlich besondre Strafen haben. Beide sollten einander so genau als möglich angemessen seyn, und man sollte sorgfältig alles vermeiden, was zu einem verderblichen Handel und Herdingen zwischen dem Verbrecher und seinen Richtern Gelegenheit geben

kann. Man sollte den Vornehmen und Reichen nicht vorseßlich die Mittel an die Hand geben sicher und ungestraft Ungerechtigkeiten zu begehen, indessen der Arme und Geringe oft der nämlichen oder auch kleinerer Vergehungen wegen ins Elend gestürzt und an den Bettelstab gebracht wird. In diesem Stücke also sind die Gesetze der Hindus allerdings sehr zu tadeln; da sie dem reichen Verbrecher freien Raum zu sündigen geben, und wirklich Vorschub thun; dem Armen aber allein ihre ganze Strenge fühlen lassen. Man muß jedoch bedenken, daß diese Gesetze vielleicht schon vor ein paar Jahrtausenden abgefaßt worden sind. Die Hindus sind ein sehr altes Volk, und dabei erklärte Widersacher aller Neuerungen. Vielleicht würden wir sogar, wenn es möglich wäre, uns ganz an ihre Stelle zu setzen, Gründe finden, durch welche sich die Beschaffenheit ihrer Strafgesetze rechtfertigen ließen.

Ich könnte vielleicht noch manches von der Criminalverfassung der Hindus anführen, was meinen Lesern sehr sonderbar und widersinnig vorkommen würde. Allein wie viel seltsame und lächerliche Gesetze gab es nicht auch sonst und giebt es noch in Europa? Weder bei den Hindus noch bei irgend einem andern Volke hat wohl die Gerechtkeitspflege so sonderbare und komische Auftritte veranlaßt, als weiland in England und

Wales. Die Wälſchen Geſetze verordnen: „wer
 „einen Kanzler todschlägt, der ſoll den Mord mit
 „hundert und neun und achtzig Stück Rindvieh
 „büßen. Wer die Katze der Königin tödet, der
 „ſoll ſoviel Weizen geben, als hinreichend iſt das
 „Thier zu bedecken, wenn es beim Schwanze
 „aufgehängt wird. Ein Meineid wird mit drei
 „Rühen, ein Jungfernraub mit zwölf, und die
 „Entführung einer verheiratheten Frau mit acht
 „zehn Rühen gebüßt.“ —

Mitten unter den Hindus wohnt in den dickſten undurchdringlichſten Wäldern eine Völkerschaft, welche von beſondern unumſchränkten Oberhäuptern beherrscht wird, in Friedenszeiten vom Raube lebt, im Kriege aber dem Lande zum Schutze dient. Man nennt dieſe Nation Polygars, und ſie iſt in mehrere Stämme abgetheilt. Ihr Urfprung und ihre bürgerliche Verfaſſung iſt unbekannt: wahrſcheinlicherweiſe aber hat ſie ihre Entſtehung gewiſſen Anſtalten zu verdanken, welche die Hindus trafen, um das Land von Tigern und andern reiſſenden Thieren zu ſäubern. Vermuthlich wurden denjenigen, welche eine beſtimmte Anzahl von jenen ſchädlichen Thieren erlegt hatten, zur Belohnung gewiſſe Strecken waldiges Landes eingeräumt, und von dieſen Waldſaffen mögen denn vermuthlich die verſchiednen Stämme der Polygars abſtammen.

In dem südlichen Hindostan giebt es viele große und dichte Waldungen, aus welchen die Polygars von Zeit zu Zeit Streifereien in das flache Land thun, und Vieh und Getraide rauben. Oft plündern sie auch Reisende, oder ermorden sie auch wohl, wenn sie Widerstand finden. Dem ungeachtet pflegen die Hindus sowohl als andre in Kriegszeiten eben diesen Polygars ihre Kinder, Weiber und Schätze zur Aufbewahrung anzuvertrauen, und man weiß aus der Erfahrung, daß sie dieses Zutrauen nie mißbrauchen. Ihre Kriegsdienste werden bezahlt: aber der Lohn, den sie erhalten, ist in der That sehr gering, wenn man bedenkt, daß diejenigen, denen sie Hülfe leisten, der Hülfe so bedürftig und an sich selbst so schwach sind. Die Regierungen von Hindostan sind gezwungen dieses Räubervolk zu dulden, denn einige Stämme desselben sind so mächtig, daß sie gegen funfzehn bis zwanzigtausend Mann ins Feld stellen können.

Die Indischen Gesetze verordnen in Ansehung der Räubereien folgendes. „Die Theilung des Raubes soll geschehen wie nachstehet. Wenn ein oder mehrere Räuber auf Befehl und mit Unterstützung der Obrigkeit in eine benachbarte Provinz einfallen, und Beute machen, so soll die Obrigkeit den sechsten Theil haben. Hat sie die Obrigkeit nicht ausgeschiedt, neq̄ unterstützt,

„so bekömmt sie nur ein Zehnthheil von der Beute,
 „te. Von dem übrigen soll der Hauptmann der
 „Räuber vier Theile, die Geschicktesten und Ers-
 „fahrensten von der Rotte, jeder drei Theile,
 „die vorzüglich tapfern und starken, jeder zwei
 „Theile, und alle andre jeder einen Theil
 „haben.“ Hier sehen wir nicht nur gesetzliche
 Dultung, sondern gar Aufmunterung der Dieberei
 und des Betrugs; und das muß uns bei den
 Hindus ganz besonders befremden, da dieses Volk
 sonst immer wegen seiner Sittenschuld und
 Rechtschaffenheit berühmt gewesen ist.

Man sollte glauben, daß die gezwungne
 Dultung der Polygars, und die ihnen gestattete
 Erlaubniß von der Beute ihrer arbeitsamen Nach-
 barn zu leben, zu jener Verordnung, welche das
 Rauben begünstigt, und die Theilung des Rau-
 bes bestimmt, Gelegenheit gegeben haben müsse:
 indessen glaube ich doch, daß man hier mehr die
 Beschaffenheit der verschiednen indischen Regierungen
 als andre zufällige Umstände in Anschlag bringen
 müsse. In dieser Veranuthung bestätigt mich der
 Umstand, daß es in den nördlichen Provinzen von
 Hindostan niemals solche Freibeuter, wie die Po-
 lygars sind, gegeben hat.

In dem Reiche Hindostan gab es ehemals ei-
 ne Menge höherer und niedrer Vasallen und all
 die verschiednen subordinirten Abtheilungen und

Unterabtheilungen, welche das Wesen des Lehnsystems ausmachen. Viele Spuren derselben haben sich noch bis auf unsre Zeiten erhalten. Die Rajahs und Zemindars sind weiter nichts als große Reichsvasallen. Von jeher aber hat die Erfahrung gelehrt, daß dergleichen Vasallen immer sehr geneigt sind, Feindseligkeiten gegen einander zu verüben, und daß der Oberherr nur selten im Stande ist diesen Unordnungen und Gewaltthatigkeiten Einhalt zu thun. Es kann also wohl seyn, daß man in Hindostan durch obgedachtes Gesetz die Befehlungen der Vasallen unter einander hat verhindern, und ohne großes Aufsehen zu erregen, die Unterwürfigkeit der Nation unter den obersten Landesherrn sicher stellen wollen *). Mir ist dieses sehr wahrscheinlich, zumal da jenes Gesetz zu einer Zeit gegeben worden ist, wo man noch keine Polygars in Hindostan hatte.

*) Diese Absicht konnte man doch wohl durch ein solches Gesetz schwerlich erreichen, vielmehr wäre selbiges gerade das sicherste Mittel gewesen, sie zu hintertreiben. Denn es erlaubt und begünstigt ja auch solche Plünderungen und Räubereien, welche ohne Vorwissen und Beistand der Obrigkeiten geschehen würden.

Uebers.

Neun und vierzigstes Fragment.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Hindus in vorigen Zeiten immer im Ruf der Rechtschaffenheit und Redlichkeit gegen Reisende und Fremde gestanden haben. Diese gute Meinung von ihnen wird auch durch folgendes Gesetz bestätigt. „Diesenjenigen, welchen von Obrigkeitswegen die Polizeiaufsicht in einer Stadt aufgetragen ist, sollen für die öffentliche Ruhe und Sicherheit gewissenhaft sorgen. Wenn in einer solchen Stadt etwas gestohlen wird, und man kann den Dieb nicht ausfindig machen, so sollen die Polizeiaufseher dem Bestohlenen seinen Schaden vergüten.“

Die ersten Europäischen Reisenden, welche Hindostan besucht haben, geben uns einen sehr guten Begriff von den glücklichen Wirkungen jenes Gesetzes, und versichern, man könne ganz Ostindien von einem Ende bis ans andre mit der vollkommensten Sicherheit durchreisen.

Der Diebstahl wird in Hindostan mit Geld bestraft; doch sind einige Arten desselben hievon ausgenommen, welche viel strenger geahndet werden; z. B. der Menschenraub. „Wer einen Mann von einer obern Kaste stiehlt, den soll die Obrigkeit mit Strohseilen binden und lebendig
vers

„verbrennen lassen; wer ein Weib aus einer hö-
 „hern Kasse stieß, den soll man auf eine glühens-
 „de Platte von Eisen legen, und mit Feuer ver-
 „brennen.“ *)

Nach der Strenge dieses Gesetzes zu urthei-
 len sollte man muthmaßen, daß die Hindus einen
 sehr großen Abscheu vor aller persönlichen Sklas-
 verei hätten: demohingeachtet aber ist selbige bei
 ihnen eingeführt, und sie haben unter andern ein
 eignes Gesetz, welches das Verfahren bei Freilas-
 sung der Sklaven bestimmt. „Wenn jemand sel-
 „nen Knecht frei lassen will, so soll das folgender
 „gestalt geschehen: Der Knecht soll einen Krug
 „mit Wasser füllen, und darein thun rohen aus-
 „gelesenen Reis (berenge - arook) und Blumen
 „und kleinen Sallat (doob) und soll den Krug
 „auf seine Schulter setzen und neben seinen Herrn
 „treten. Der Herr aber soll den Krug auf des
 „Knechtes Haupt setzen und ihn zerbrechen, so

*) Der Menschenraub wurde auch nach jüdischen
 Gesetzen mit dem Tode bestraft. „Wer einen
 „Menschen stieß und verkauft ihn, oder man
 „findet ihn unter seiner Hand, der soll des
 „Todes sterben.“ Eben dieses verordnet auch
 das Römische bürgerliche Recht. Das ge-
 meine Englische Recht erkennt in diesem Falle
 le auf Geld; und Prangerstrafe.

„daß das Wasser, der Reis, die Blumen und
 „der Sallat, welche darin waren, über den Knecht
 „ausgeschüttet werden. Wenn das geschehen ist,
 „so soll der Herr zu dreien malen die Worte aus-
 „rufen: ich lasse dich frei! Hieranf soll der ge-
 „wesene Knecht einige Schritte gegen Sonnen
 „Aufgang thun; so ist er frei.“

Die Hindus verkaufen zuweilen ihre eignen
 Kinder, jedoch selten, und nur bei großer Ar-
 muth und in theuren Jahren. Auch verkaufen
 sie selbige nur den Brahminen, und in die Tem-
 pel, wovon ich nachher mehr sagen werde. Jede
 berühmte Pagode in Hindostan hat eine Menge
 der schönsten Mädchen, welche zu ihrem Dienste
 bestimmt sind, und nicht heirathen dürfen, aber,
 gleich „den Töchtern Zion mit Ringen und Klei-
 nobien in der Nase und an den Füßen prangen,
 und üppig umherblicken und schwänzend einher-
 treten.“ Wahrscheinlicherweise sind sie eben nicht
 die züchtigsten. Sie wohnen bei den Brahminen,
 sind angewiesen, ihnen in Erholungsstunden mit
 Musik und Tanzen die Zeit zu vertreiben, und
 man kann leicht vermuthen, daß da manchmal
 auch Zeiten kommen, wo Andacht und Heiligkeit
 den Versuchungen des Fleisches nicht widerstehen
 können.

Fünfzigstes Fragment.

Die Stadt Benares, welche in einer fruchtbarren Ebne am Ufer des Ganges liegt, ist von jeher der Hauptsitz und die Pflanzschule der Brahminischen Gelehrsamkeit gewesen. Die vornehmsten und gelehrtesten Männer Indiens haben da studirt. Die Brahminen pflegten ihre Schüler nicht in einem besondern öffentlichen Hause, sondern daheim in ihren Häusern zu unterrichten. Die Religion, die Landesgesetze und die Gebräuche waren nebst einigen andern Wissenschaften die Gegenstände dieses Unterrichts.

Die Hindus haben viele Bücher, welche von der Arzneiwissenschaft handeln. Ihre Vorschriften sind größtentheils blos diätetisch, und Enthaltung von Speisen ist ihr vornehmstes Heilmittel. Selten und nur im äußersten Nothfall erlauben sie Uderlässe. Ihre Arzneien sind ganz einfach; meistens Wurzeln und Kräuter. Beim Kopfweh, Augenentzündung und auch bei vielen innerlichen Krankheiten verordnen sie Aegmittel oder Blasenspflaster an die Schläfe oder auf die Stirne zu legen. Von der Anatomie wissen sie nichts, denn der Glaube an die Seelenwanderung erlaubt ihr

nen nicht menschliche oder auch andre Leichname zu öfnen.

Was die Zeitrechnung und Sternkunde der Hindus anbelangt, so weiß man, daß ihr Jahr mit dem Julianischen genau übereinkommt *) und daß sie auch die zwölf Zeichen des Thierkreises eben so wie wir benennen. Uebrigens aber sind sie in dieser Wissenschaft eben so unerfahren wie die alten Griechen und in der Geographie noch unwissender als die Römer.

Einige von den gelehrtesten Brahminen verstehen sich auf die Berechnung der Finsternisse. Die meisten Hindus aber machen sich von diesen Naturbegebenheiten eben so lächerliche Vorstellungen als die alten Thessalier. „Aganice des Thessaliens Hegetor Tochter hatte durch einen Zufall die Ursache der Sonnen- und Mondfinsternisse, und die Zeiten, in welchen sie eintreten, kennen

*) Die Wochentage der Hindus stimmen in ihrer astronomischen Bedeutung ganz mit den unsrigen überein:

Sunnichar oder Zohul	-	Dies Saturni
Oht - war	-	- Solis
Sohm - war oder Chunderman	-	- Lunae
Mungul - war oder Miriech	-	- Martis
Budhwar oder Orarjo	-	- Mercurii
Bihfet-brisputwar, o. Muschterri	-	- Jovis
Suhk . sakurwar oder Zohrah	-	- Veneris.

gelernt. Sie überredete ihre Landsleute, sie köns-
 „ne durch Beschwörungen den Mond auf die Er-
 „de herabziehen, und vereinigte sich mit einigen
 „theftalischen Weibern, welche ihr beistehen solt-
 „ten, um den Mond wieder an den Himmel zu
 „versetzen. Wenn diese Weiber die Annäherung
 „einer Mondfinsterniß bemerkten, so machten sie
 „einen großen Lärm mit allerlei rasselnden In-
 „strumenten, damit der Mond die Beschwörun-
 „gen der Zauberer nicht hören sollte.“

Eben so verfahren die gemeinen Hindus.
 Dabei wähnen sie, es sey ein fürchterliches Un-
 „geheuer im Begriff den Mond zu verschlingen,
 „welches sie durch ihr Geschrei verschrecken müß-
 „ten. Die meisten aber stürzen sich ins Wasser
 „um die Wuth des Ungeheuers zu besänftigen,
 „und es zu bewegen, daß es seinen Raub fahren
 „lasse.

Solche Beispiele von Unwissenheit dürfen
 uns jedoch nicht befremden. Es giebt ja sogar
 Leute, welche behaupten wollen, selbst Moses ha-
 „be nicht viel von der Astronomie gewußt, sonst
 „würde er doch bei der Schöpfungsgeschichte nicht
 „von Tagen, Abenden und Morgen geredet haben,
 „ehe noch Mond und Sonne geschaffen waren, da
 „ja bekanntermassen der Wechsel zwischen Tag und
 „Nacht einzig und allein von der Gegenwart oder
 „Abwesenheit der Sonne abhängt.

Herr Whitehurst hat in seinem Versuch über den ursprünglichen Zustand und die Bildung unsrer Erde *), jenen Angriff auf die Wahrscheinlichkeit der mosaischen Schöpfungsgeschichte abzuwehren gesucht. Er vermuthet, unser Planet sey anfangs eine flüssige Masse, und seine Bestandtheile ganz von einander getrennt gewesen. Nach und nach wurden, wie er glaubt, die homogenen Elemente mit einander vereinigt, und aus der Mischung nach Verhältniß ihrer spezifischen Schwere abgeschieden. Die Luft mußte sich, da sie achthundertmal leichter als das Wasser ist, früher von der Masse trennen, als dieses, und bildete anfangs nur eine unreine, dunkle Atmosphäre. Indem das Chaos unsrer Erde um seine Axe sich bewegte, so wurde die Luft immer reiner und heller, die Sonnenstralen konnten nun durchdringen, Licht und Wärme nahm zu, und in diesem Sinne sagt Moses, Sonne und Mond sey am vierten Tage geschaffen worden. — Milton scheint diese Worte anders zu verstehen. Er nennt das Licht den Erstgeborenen des Himmels, und sucht gewissermaßen den Widerspruch in der Mosaischen Erzählung vom Daseyn des Wechsels

*) An Inquiry into the original state and formation of the Earth, by I. Whitehurst, 2d. Ed. Lond. 1786. 4.

zwischen Tag und Nacht vor Erschaffung der Sonne zu rechtfertigen.

„Früher als die Sonne und der Himmel geschaffen wurden, warst du da, und auf das Wort der Allmacht decktest du wie ein Kleid den werdenden Ozean die dunkle Tiefe, welche jetzt dem Reiche des leeren formlosen Chaos entrissen war.“ *)

Die geographischen Kenntnisse der Hindus sind noch mangelhafter als ihre Sternkunde. Sie wissen nichts von der kugelförmigen Form der Erde und von der Eintheilung derselben in besondere Erdgürtel. Sie können sich die Erde nur als eine große Fläche vorstellen, auf welcher die verschiedenen Nationen hier und da zerstreut leben. Die alten Griechen und Römer hatten hierinn nur wenig mehr deutliche Begriffe als die Hindus. Sie nahmen willkührlicher Weise fünf Erdgürtel an, von welchen, wie sie glaubten, nur zweien, nämlich die beiden gemäßigten, bewohnbar seyn sollten. Die Kälte in der Nachbarschaft der

*) — — — Before the sun

Before the heavens thou wert, and at the
voice

Of God, as with a mantle didst invest

The rising world of waters, deep and dark,

Won from the void and formless infinite.

Milton Parad. lost.

Wäse, und die Hitze zwischen den Wendezirkeln war nach ihrer Meinung zu groß, als daß das selbst Thiere leben, und Pflanzen wachsen könnten. Diese Unwissenheit der Griechen und Römer, welche wir sonst so sehr bewundern, und denen wir auch in der That viel zu verdanken haben, muß uns Nachsicht gegen den Mangel an Kenntnissen bei andern Nationen lehren. Ein Gasili und ein Newton werden vielleicht nur einmal in sechstausend Jahren geboren.

Man schätzt in Hindostan die Werke der Dichtkunst, und es fehlt diesem Lande auch nicht an Dichtern. Musik und Malerei hingegen werden sehr vernachlässigt, wiewohl die Nation ein eigenes Gesetz hat, welches verordnet, daß von dem Lohne, den Tonkünstler und Sänger erhalten, der Anführer der Musik zweien Theile, jeder der Geschicktesten anderthalb, und von den übrigen ein jeder einen Theil bekommen soll.

Die vornehmsten Kennzüge in dem Charakter der Hindus sind Aberglauben und Hang zur Unthätigkeit. Sie besitzen Fähigkeit genug nützliche und große Entwürfe zu machen; allein sie sind Feinde aller Neyerungen und Verbesserungen. Man muß ihre Geschicklichkeit und Kunstleiß in Verfertigung baumwollner und seidner Zeuge bewundern. Am meisten aber zeigt sich ihre Be triebsamkeit beim Ackerbau. Der Reis ist ihre

gewöhnliche Nahrung, und da selbiger viel Wasserung haben muß, so haben sie schon in den ältesten Zeiten mit ungeheurer Mühe, Kanäle, Schleusen, Dämme, und Wasserbehälter angelegt, deren Ueberbleibsel sich mit den Werken der alten Aegyptier vergleichen lassen. Bestimmte Quantitäten Reis sind auch die Naturalsteuer, welche die Unterthanen der Regierung entrichten mußten. Josephs Gesetz, „daß in Aegypten von allem Getraide der fünfte Theil dem Pharao gegeben werden sollte, das Feld vor Priester ausgenommen, welches Pharao's Eigenthum nicht geworden war,“ kommt ganz mit den Brahmuischen Gesetzen, welche die Steuern bestimmen, überein.

Die Hindus sind ein sehr altes Volk, ihr Charakter ist sich immer gleich geblieben, und schon in den ältesten Zeiten hatten sie eine nicht unbedeutende Stufe der Kultur erkliegen. Wenn wir sie beurtheilen wollen, so müssen wir uns immer erinnern, daß die Alten einen großen Theil ihrer Kenntnisse den Morgenländern, und ganz gewiß vorzüglich den Einwohnern Hindostans zu verdanken hatten. Wir selbst aber haben einen sehr großen Theil dessen, was wir wissen, aus den Schriften der Alten geschöpft. —

und wir selbst haben einen sehr großen Theil dessen, was wir wissen, aus den Schriften der Alten geschöpft. —

Ein und funfzigstes Fragment.

Ich weude mich nunmehr zu den Feueranbetern, welche unter dem Namen der Sebern oder Parsis in großer Anzahl hier und da in Hindostan wohnen, ursprünglich aber aus Iran oder Persien abstammen.

Obungefähr tausend Jahr vor der christlichen Zeitrechnung kam, wie man sagt, ein Priester dieser Nation zu den Hindus und machte einen Versuch, sie zur Religion des Mithras zu bekehren. Ich will über die Wahrheit dieser Sage nicht entscheiden. — Wir wissen nur so viel, daß die Sebers unter den ersten mahomedanischen Regenten in Persien große Verfolgungen auszustehen hatten. Man ließ sie nur zwischen Bekehrung und Tod wählen, und die Folge hiervon war, daß einige Mahomeds Lehre annahmen, andre aber, welche den Glauben ihrer Väter nicht verleugnen wollten, Hab' und Gut verließen, und sich unter den Schutz der duldsamen Hindus begaben. Sie setzten sich vornehmlich in der Provinz Guzurat, wo sie seit dem achten Jahrhundert leben, und sich durch ihre Sitteneinfalt und Betriebsamkeit sehr vortheilhaft auszeichnen.

Die Parsis sind in den Augen der Muselmänner offenbare Götzendiener; allein sie verdienen diesen Namen nicht, denn der berühmte Hyde hat dargethan, daß sie einen einzigen Gott als ewigen und allmächtigen Urheber aller Dinge anbeten, und die Sonne und das Feuer nur als sein Bild, und als seinen Wohnsitz verehren *).

Zoroaster, Zerdusch oder Zardasch, soll der Urheber der alten persischen Religion seyn. Man hat über diesen Erzvater der Magier sehr viel geschrieben, allein in diesen Nachrichten finden sich so viel Widersprüche, daß es fast eben so leicht seyn würde, das Vaterland Homers als das Zeitalter und den Geburtsort Zoroasters zu bestimmen. Man hat jedoch Ursache zu vermuthen, daß er unter der Regierung des Darius, Hykaspis Sohn, gelebt habe.

Die Religion, oder vielmehr die Geheimnisse des Mithras, waren, wie man uns berichtet, außerordentlich streng. Wer Theil an selbigen nehmen wollte, der mußte sich anfangs einer Reinigung durchs Feuer unterwerfen, dann fünfzig Tage lang fasten, worauf er acht und vierzig Stunden lang gezeißelt, und zuletzt, um ihn ganz

*) M. f. Th. Hyde Hist. relig. veterum Persarum. Oxon. 1700. 4.

zu reinigen, ein und zwanzig Tage lang im Schnee vergraben wurde. Nach allen diesen Prüfungen wurde er endlich zu den Geheimnissen des Mithras zugelassen.

Der Vater des Zoroaster war, wie seine Lebensbeschreiber vorgeben, ein Bildhauer; seine Mutter stand im Ruf der Heiligkeit, und war ein Muster der Keuschheit und ehelichen Treue. In einer Nacht kam, als sie schlief, ein Engel vom Himmel herab, und kleidete sie in ein Gewand, das glänzend wie die Sonne war. — Als sie erwachte, fand sie, daß sie schwanger war. Als die Zeit ihrer Schwangerschaft um war, gebar sie einen Sohn, welcher Zerdusch, d. i. die Stärke des Feuers, gemeinlich aber auch Abraham oder Ibrahim, genannt wurde. Bei seiner Geburt weinte er nicht wie andere Kinder, sondern lächelte. Die Weisen des Morgenlandes weisagten, er würde dereinst alle Herzen an sich ziehen, und ein Beherrscher der Menschen werden.

Das Gerücht dieser sonderbaren Begebenheit kam sehr bald zu des Königs Ohren. Sein Argwohn wurde rege als er hörte, daß man diesen Knaben einen Beherrscher der Menschen genannt habe, und dachte auf Mittel dem Unglück, das er besorgte, vorzubugen. In dieser Absicht gab er Befehl, alle Kinder männlichen Geschlechts im ganzen Lande zu ermorden. Der Himmel aber

machte über das Leben seines Günstlings, er wurde von seinen Eltern verborgen und glücklich gerettet. Da das der König erfuhr, so ergrimmete er, ließ den Knaben vor sich bringen, und wollte ihn mit eigener Hand umbringen; allein die Hand verdorrte, und das Schwerdt entfiel ihm. Hierauf ließ er ihn in einen feurigen Ofen werfen; aber das Feuer war dem Knaben wie ein Rosenbett, auf welchem er ruhig schlummerte. Alle Versuche, welche der König unternahm, um ihn umzubringen, waren vergeblich, und das Ende der Verfolgung war, daß eine ungeheure Menge Heuschrecken das Land verheerte, und der König selbst an einer qualvollen Krankheit sterben mußte.

Der neue Regent war eben so ungerecht als sein Vater; er setzte die Verfolgungen gegen den Sohn des Himmels fort, allein sie waren ganz vergeblich — denn wie hätte er als ein Mensch den Wundern der Allmacht widerstehen können. Die Ketten, womit er den jungen Zerdusch binden lassen wollte, zersprangen, und der Knabe wandelte frei umher. Dem Pferde des Königs waren die Vorderfüße abgefallen; Zerdusch heilte sie durch sein Gebet wieder an. Als das der König und sein Volk sahen, so segneten sie den Wunderknaben, und beteten an. Zerdusch ver-

richtete noch viel andre Wunder, die ich hier mit Stillschweigen übergehe. — — —

Der heilige Augustin sagt bei einer ganz andern Gelegenheit: Deus loquebatur per suum angelum, et virgo per aurem impregnabatur — Die Legende von Zoroasters wunderbarer Empfängniß ist nicht einzig in ihrer Art. Alle Nationen haben Erzählungen von solchen befruchtenden himmlischen Wesen, von solchen göttlichen Umschattungen. Eine Wundergeburt dieser Art war der Griechen Apollo Didymäus, welcher diesen Namen von seinen doppelten der Menschheit erwiesenen Wohlthaten erhalten hatte, wovon die einen von ihm selbst, die andern aber durch Abglanz (by reflection) von dem Monde herkamen. Seiner Mutter träumte als sie schwanger war, die Sonne gehe durch den Mund in ihren Leib ein, und auf diese Art erhielt der Göttersknecht sein Daseyn.

Zerdusch fuhr auch, als er schon Geseßgeber der Perser geworden war, noch immer fort, Wunder zu wirken. Man sagt, er habe einmal ohne Fahrzeug über einen breiten Strom gesetzt, und noch viel andre außerordentliche Dinge gethan. Nachdem er von der Erde wieder in den Himmel aufgenommen worden war, folgten ihm seine beiden Söhne in der Regierung. Auf Befehl des einen

von diesen soll die Sonne und der Mond einmal
etliche Tage lang still gestanden haben.

Diese letzte Erzählung hat eine sehr auffal-
lende Aehnlichkeit mit dem, was uns die Bibel
vom Josua berichtet, und überhaupt ist die Ue-
bereinstimmung zwischen der persischen Sage vom
Zerbusch, und verschiednen Begebenheiten der Jü-
dischen Geschichte unverkennbar. — Vermuthlich
haben die Parsis den Stoff zu ihren Legenden
aus hebräischen Büchern entlehnt, ob sie gleich,
trotz der Behauptung unsrer Schriftgelehrten, eben
so wenig als die Araber das höhere Alterthum der
hebräischen Sprache eingestehen wollen. —

Zu Ausgang des achten Jahrhunderts unse-
rer Zeitrechnung wurden, wie ich oben gemeldet
habe, die Parsis oder Magier aus ihrem Vaters-
land vertrieben, und ließen sich in Hindostan nie-
der, wo sie noch jetzt ohne sich mit andern Sek-
ten zu vermischen, in Ruhe leben, und ein eig-
nes Volk ausmachen. Sie haben auch ihre eigene
Sprache und Schrift, welche Vehelvi heißt.
Sie verehren ein einziges göttliches Wesen unter
den Sinnbildern des Feuers, der Luft, des Was-
sers, der Erde, und eines fünften Elements, wel-
ches sie Nuhr nennen, und vermuthlich die bele-
bende Kraft der Natur darunter verstehen. Sie
setzen ihre Todten auf hohe ringsum eingezäunte
Bühnen, und lassen sie von den Raubvögeln fres-

sen. Sie halten es für ein gutes Anzeichen, wenn ein Rabe das rechte Ohr des Leichnams frisst: für ein schlimmes aber, wenn er sich ans linke Ohr macht. — Die Priester des Mithras führten ehedem den Namen Korakes oder Raben, in dem man glaubte, dieser Vogel sey dem Mithras heilig.

Zwei und funfzigstes Fragment.

In der alten Geschichte wird sehr oft der Armenier gedacht. Ihre Nachkommen, welche sich in Hindostan hier und da niedergelassen haben, verdienen, daß ich etwas von ihnen hier sage. Sie sind aus Persien nach Hindostan gekommen, und bekennen sich zur Griechischen Religion. Wechselgeschäfte und Wucher ist ihr vornehmstes Gewerbe. Sie sind ein sehr üppiges ausschweifendes Volk, und eben so wie die Juden in allen Morgenländern zerstreut.

Die Armenier rühmen sich in einer ihrer Kirchen in Persien den Schädel des heiligen Matthäus, ein Wirbelbein und den Kinnbacken des heiligen Läufers Johannes, und eine Hand von dem heiligen Gregorius zu besitzen. Ich will ihnen diesen Ruhm gern gönnen. Dieses aber kann

Kann man mit Gewißheit von ihnen rühmen, daß sie sich durch ihre Geschmeidigkeit, durch ihre Bereitwilligkeit, sich den Landesgesetzen zu unterwerfen, und durch ihr religiöses Betragen die Achtung der Hindus zu erwerben gewußt haben, unter deren Schutz und Begünstigung sie einen sehr einträglichen und weitausgebreiteten Handel treiben.

Die Nationen, welche am meisten auf äußerliche Religionsübungen und Gebräuche halten, sind bei den Hindus am besten angesehen. Mit den Armeniern gehen sie wie mit Brüdern um. Sie schätzen auch die Katholiken sehr, und halten sie für wahre Muster der Frömmigkeit. Selbst den Mahomedanern trauen sie viel Religion zu. Nur von den Protestanten haben sie keinen vortheilhaften Begriff. Man sieht auch hieraus, wie viele Macht äußerliche Gebräuche und sinnlicher Schein über die Begriffe des großen Haufens, bei ganz verschiedenen Völkern haben.

Einen Vorzug haben jedoch die Protestanten in den Augen der Hindus vor andern christlichen Religionsverwandten, und das ist ihre Meinung von Reliquien. „Ihr, die ihr Hülfe sucht, spricht der heilige Basilius, eilet zu den Gräbern der Märtyrer! Wer ihre Gebeine anrührt, der wird ihrer Heiligkeit und ihres Verdienstes

„theilhaftig!“ Das ist es nun eben, was die Hindus weder begreifen noch glauben wollen: Sie würden sich eben so leicht überreden lassen, daß ein Skelet den Pflug regieren könne, als daß eilftausend Jungfrauen eilftausend Krankheiten heilen, wenn man ihre Gebeine gläubig berührt, oder daß ein edelhaftes Geripp die Wunderkraft eines Menschen zu heiligen, besitze.

Die Armenier enthalten sich soviel als möglich, den Hindus durch dergleichen Legenden ein Vergerniß zu geben. Sie wissen, man würde ihre Mirakel nur lächerlich machen; und also sind sie sehr auf ihrer Hut sich nicht bloß zu geben, ja sie spotten wohl gar über andere, die dergleichen Dinge glauben, wenn sie merken, daß sie ihren Beschützern damit einen Gefallen thun können. Man erzählte einmal einem vornehmen Indianer in Gegenwart eines Armeniers die Geschichte von dem berühmten Bilde des heil. Dominikus zu Suriano in Kalabrien. Man sagte ihm, daß es vor dritthalb hundert Jahren von der Mutter Gottes selbst, und der heil. Katharina vom Himmel herab gebracht worden sey, daß es die Blinden sehend, die Tauben hörend, die Stummen redend mache, sogar auch Tode auferwecke und viele andre Wunder thue: ingleichen auch daß es eine ächte Kopie dieses Bildes mit der nämlichen Wunderkraft begabt sey. Der Indier fand sich

durch diese Erzählung sehr beleidigt. „Ich kann viel vertragen, sprach er, aber das steht mir nicht an, daß man mich für einen Thoren hält, der alles glauben soll. Kindermährchen mag man Kindern erzählen. Ich und mein Freund Coja, wenn er gleich ein Christ ist, sind zu vernünftig, als daß wir solch abgeschmacktes Zeug glauben sollten, und ich bitte also mich künftig mit dergleichen Erzählungen zu verschonen.“ — Der Armenier Coja gab seinem Freunde vollkommen recht. „Sehr wahr, sprach er; alle solche Geschichten sind lauter schändlicher Pfaffenbetrug; man hat sie bloß erfunden um das gemeine Volk zu hintergehen. Es ist eine Schande, daß es noch solche Lehren des Teufels unter den Christen giebt.“ — Der Indier hatte indessen nicht so bald den Rücken gewendet, als Coja die Sprache änderte. „Heilige Mutter Kirche! rief er, welche große Wahrheiten muß ich nicht diesem Heiden, diesem Götzendiener aufopfern! Nun Gott mag mirs verzeihen! Wer's nicht versucht hat, der weiß es gar nicht, wie schwer es ist, zweien Herren zu dienen!

Drei und funfzigstes Fragment.

Von den Hindus, und den Völkern, welche sie in Schutz genommen haben, komme ich nunmehr zu den Mahomedanern, deren Botmäßigkeit jene jetzt unterworfen sind. Ich muß hier ein wenig in die Geschichte der ältern Zeiten zurück gehen, und etwas von dem Volke melden, welches nachher den Namen der Mahomedaner oder Muselmänner annahm, und besonders auch die Gewohnheiten und Gebräuche dieser Nation vor der Ankunft ihres großen Propheten beschreiben.

Die Araber als das Stammvolk der Muselmänner waren zahlreiche Nomaden, welche eins der fruchtbarsten Länder im südwestlichen Asien bewohnten. Sie pflegten gleich den Tatern ihre Wohnungen beständig nach Beschaffenheit der Jahreszeiten zu ändern. Nie blieben sie an einem Orte, sondern schlugen bald in Thälern, bald auf Bergen, bald in wüsten Gegenden ihre Zelter auf. Sie behaupteten ihre Freiheit gegen alle Versuche, welche die Griechen und Römer machten, sie zu unterjochen; denn das steinige Arabien blieb immer die Gränze, welche jene Eroberer nicht überschreiten konnten.

Es ist falsch, wenn man die Araber für Nachkommen Ismaels ansieht. Ismaels Ab-

Kömmlinge waren Juden und Beschchnittne: die Araber hingegen waren ein ganz eignes und originales Volk, das niemals sich Fremden unterwarf, aber auch eben so wenig sich selbst durch Eroberungen zu vergrößern suchte.

Die alten Araber waren Hirten. Von ihren Heerden nahmen sie alles was zum Lebensunterhalt und zur Bequemlichkeit erfordert wird. — Anfangs schienen ihre Religionsbegriffe sehr unvollkommen gewesen zu seyn. Man weiß blos, daß sie an ein einziges göttliches Wesen glaubten, auch sollen sie die Psalmen und andre moralische Schriften fleißig gelesen haben. Weiter gingen sie nicht, konnten auch wohl in ihrer Lage nicht weiter gehen. Die ersten Begriffe von Gottesverehrung sind das Werk eines Naturtriebes, eines instinktartigen Gefühls. Ihnen folgt der Witz und die Einbildungskraft auf dem Fuße nach, und errichtet ein künstliches Gebäude auf dem Grunde des reinen Theismus.

Ich will der gemeinen Sage, daß die Araber Bekenner eines einzigen Gottes gewesen, nicht widersprechen. Es kann seyn, daß dieser Glaube zuerst von den Juden oder Christen zu ihnen übergegangen ist. Sehr wahrscheinlich aber ist, daß viele von ihnen Atheisten gewesen *), welche

*) Der theoretische Atheismus ist allemal die Folge mißverstandner und irgeleiteter Spekulas

nichts von einer Schöpfung und von einem künftigen Leben nach dem Tode wußten, sondern die Entstehung und Zerstörung aller Dinge, bloß als das Werk einer nothwendigen Naturordnung betrachteten.

Auf alle Fälle waren die Araber in dem Zeitraume, wo ich sie jetzt betrachte, ganz unwissend. Sie mögen nun, wie man sagt, ihre Kameele an die Grabmäler gebunden haben, um sich ihrer in einer künftigen Welt bedienen zu können, oder sie mögen eine Seelenwanderung, oder gar nichts geglaubt haben, so ist doch so viel gewiß, daß sie sich gerade in einer solchen Lage befanden, wo religiöse Eindrücke leicht gemacht, und der Seele fest und unvergänglich eingeprägt werden können. Einer meiner verstorbenen Freunde, sagt einer von ihren Lieblingsdichtern, „erschien mir vor einigen Nächten, und tröstete mich mit folgenden Worten: Gott ist den Dichtern hold! Mit Zittern näherte ich mich ihm, allein seine huldreichen Blicke vertrieben alle Furcht aus meinem Herzen. Er befahl mir zur Sühnung

tion. Er kann eben so wenig als der reine Theismus bei einem rohen sich selbst überlassenen Volke statt finden, dessen Religion gewiß allemal Sabismus, Fetischismus oder Polytheismus ist.

Uebers.

„meiner irdischen Vergehungen ein paar Verse
 „zu machen und abzusingen. Ich gehorchte und
 „sang folgendes: „Vier Dinge bringe ich Dir, o
 „Gott! zum Opfer dar. Einen Mann, der arm
 „aber zufrieden, einen Mann, der ein Sünder,
 „aber bußfertig war.“ Mein Gesang wurde gnäs-
 „dig aufgenommen, und Gott vergab mir, was
 „ich in dieser Welt gesündigt hatte!“

Vier und funfzigstes Fragment.

Die ersten Christen, welche nach Arabien kamen, fanden bei den Einwohnern dieses Landes viel Eingang. Das Wohlgefallen, welches die Araber an Erzählungen und Sagen fanden, ihr Hang zum Wunderbaren und Neuen erleichterte den ersten christlichen Befehlern die Mühe, dieses Volk in den Schoos der Kirche einzuführen. Ganze Stämme begaben sich unter die Fahne des Kreuzes, die christliche Religion wurde nach und nach fast allgemein in Arabien eingeführt, man setzte Bischöffe und Priester daselbst ein, welchen die Gemeinden mit ganzer Seele ergeben waren.

In dieser Verfassung befand sich Arabien einige Menschenalter vor Mahommeds Anfunft. Noch immer waren die Araber ein politisch freies Volk, aber sie wurden von europäischen Meinungen

gen beherrscht. Der Grund zur Unterwerfung war nun schon gelegt, und was weder Alexander noch Rom hatten vollenden können, das bewerkstelligte nunmehr Mahommed durch religiöse Bethörung, und durch den außerordentlichsten und sonderbarsten Betrug, der jemals ist gespielt worden. Die Christen hatten indessen dem Mahommed schon vorgearbeitet; er streute seine Lehre auf einem Boden aus, der schon urbar gemacht worden war. —

Der Gegenstand, von welchem ich hier handle, erfordert seiner Natur nach Freimüthigkeit und strenge Unpartheilichkeit. Will man den Ursprung eines großen Sturms wissen, so muß man alle die Quellen genau erforschen, aus welchen er sein Wasser erhält. — So auch hier. Ich werde mich indessen so behutsam als möglich auszudrücken suchen, um niemand ein Vergerniß zu geben, ob ich gleich auch nicht gesinnet bin die Wahrheit, wo ich sie finde, Vorurtheilen aufzusopfern.

Alle Religionen, sie mögen beschaffen seyn wie sie wollen, verdienen die Achtung des Philosophen. Sehr wenig unter ihnen sind, die nicht irgend einmal durch mancherlei Fehler entstellt und geschändet worden wären; es sind aber auch sehr wenig, die nicht zu gewissen Zeiten beträchtliche Vollkommenheiten gehabt haben sollten. Das

sehen wir selbst in der Geschichte der christlichen Religion.

Ich brauche nicht in die frühern Zeiten des Christenthums zurückzugehen, wo seine ursprüngliche Wahrheit und Einfachheit durch unzählige Märchen und Legenden entstellt, alle Sittlichkeit bei Seite gesetzt, und der tode Glaube tugendhaften Handlungen vorgezogen wurde. Es ist genug hier zu erinnern, daß die christliche Kirche vom dritten bis ins sechste Jahrhundert eine Gestalt annahm, welche sie in den Augen aller andrer Menschen sehr herabwürdigte. An die Stelle der Menschenliebe und der praktischen Frömmigkeit, durch welche sich die ersten Bekenner der noch un verfälschten lautern Christuslehre so vortheilhaft ausgezeichnet hatten, trat Intoleranz, Verfolgungsgeist und stolze Werkheiligkeit. Die vorzüglichsten Grundsätze wurden ein Gegenstand unnützer Streitigkeiten, und statt des reinen faßlichen Sinns der Religion beschäftigte man sich mit spitzfindigen Distinktionen, mit verworrenen dunkeln Spekulationen und unfruchtbaren Wortgezänke. Religionshaß, Lücke, Aberglauben schändeten ein Zeitalter, welches, wenn man bei der lautern und vollkommnern Sittenlehre Jesu stehen geblieben wäre, lauter gute unsträfliche Menschen hätte hervorbringen müssen. „Der ist ein guter Christ,“ sagte der Bischof Royer im siebenten

„Jahrhundert, der fleißig in die Kirche geht,
 „Gott sein Opfer im Abendmahl darbringt, der
 „Früchte seiner Arbeit nicht genießt, bevor er die
 „Erstlinge derselben der Kirche entrichtet hat, der
 „den Glauben und das Gebet des Herrn andäch-
 „tiglich herzusagen weiß. Rettet dann eure Sees-
 „le, weil es noch Zeit ist, opfert der Kirche eure
 „Schutzen und Gaben, bittet die Heiligen um ih-
 „ren Vorspruch; dann könnt ihr auch einst am
 „Tage des Gerichts sagen: gieb uns Herr, denn
 „wir haben Dir gegeben!“

In einem solchen Zeitpunkte, wo man das Wesen der Religion in irrigen und ganz verfälschten Lehren zu finden glaubte, wo das Christenthum durch die Herrschsucht der Priester und den Aberglauben der Laien tief von seiner Würde herab gesunken, und durch Greuel, welche selbst die heidnischen übertrafen, entstellt war, wo man allen Arten von Sittenverderbnis Raum gab, und die abgeschmacktesten Thorheiten für heilige apostolische und untrügliche Wahrheit ausgab; in einem solchen Zeitalter sage ich, war es in der That nicht befremdend, wenn ein neues Glaubenssystem Anhänger fand, und zahllose Elende mit Freuden die Hand ergriffen, welche sie, wie ihnen dünkte, aus dem Zustande der Sklaverei herauszureißen und in eine zufriednere und glücklichere Lage versetzen wollte.

Fünf und funfzigstes Fragment.

Es giebt keine Nation, keine bürgerliche Gesellschaft, welche nicht eine Art von Gottesverehrung hätte, und dabei gewisse Vorschriften und Gebräuche beobachtete. Und so muß es auch seyn; denn die Stimme der Natur sagt einem jeden, daß er und alles was ist, einem allmächtigen Schöpfer sein Daseyn zu verdanken habe. Warum soll man also den Stifter einer Religionsparthei, welchen seine Anhänger einen Propheten nennen, mit schimpflichen Namen belegen? Ein solcher Mißbrauch kann nur aus sehr niedrigen Gründen entspringen, und beleidigt den gesunden Menschenverstand.

Die Araber bekauften sich zum Theil zur christlichen Religion, aber sie hatten bald Ursache gefunden es zu bereuen. Die Herrschsucht der Geistlichen, die Sklaverei und der Gewissenszwang, welchen sie ihnen aufbürdeten, mußte am Ende ihnen unerträglich werden; und es bedurfte blos der Ausführung eines kühnen unternehmenden Kopfs, um sie zur offenbaren Empörung zu veranlassen.

In dieser Lage befanden sich die Araber, als der Sohn eines armseligen Familienhauptes vom Stamme Koreisch auf den Gedanken gerieth,

Regent und Gesetzgeber seines Volks zu werden. Mahommeds Geburt war von keinem wunderbaren Anzeichen begleitet gewesen, wodurch sich seine Bestimmung zu einem göttlichen Gesandten hätte zu erkennen geben können. Er ward in einer geringen unbekanntem Hütte geboren, es geschah seinetwegen kein einziges Wunder; aus seiner ganzen Lage hätte man nichts weniger als das, was er nachher wurde und that, muthmaßen sollen, ja bei seines Vaters Tode befand er sich mit seiner Mutter in so armseligen Umständen, daß eine äthiopische Sklavin und fünf Kameele ihr ganzes Vermögen ausmachten.

Mahommed brachte seine Jugendjahre im Müßiggang hin; er jagte und schwärmte mit seinen Gespielen herum, und dachte an keine ernsthafte Beschäftigung, bis sein Großvater sich entschloß, ihn bei seinem eben nicht sehr beträchtlichen Handel zu gebrauchen. Er blieb eine Zeitlang bei dieser Lebensart, und schickte sich ganz gut dazu an, bis er endlich mit der Khadijah einer reichen Wittwe bekannt wurde. Diese nahm ihn als Faktor bei ihrer Handlung an, und trug ihm viele wichtige Geschäfte auf, welche er mit großer Geschicklichkeit und Treue besorgte. Mahommed war ein schöner wohlgewachsener Mann, er hatte viel einnehmendes und gefälliges in seinem Betragen, viel Verstand, ein außerordentliches Ges

dächtniß und alle Gaben die zu einem großen Redner und zu einem Staatsmann erfordert werden.

Alle diese Vorzüge verbunden mit einem unbescholtnen Lebenswandel konnten Rhadijahs Ausgen nicht entgehen. Sie schenkte ihm ihr Herz und ihre Hand, und setzte ihn mit selbiger in den Besitz aller ihrer Reichthümer. Die Heirath wurde zu Mekka vollzogen, wo sich das neue Ehepaar auch nachher aufhielt.

Mahommed führte den Entschluß, sich für einen Gesandten Gottes auszugeben, funfzehn Jahr nach seiner Verheirathung, ungefähr im vierzigsten Jahre seines Alters aus. Aller Wahrscheinlichkeit nach mußte er schon lange vorher den ersten Gedanken dazu gehabt, und seinen ganzen Plan viel und oftmals schon überdacht haben.

Den ersten Versuch machte Mahommed bei seiner eignen Familie. Hier war er glücklich, allein ausserhalb seines väterlichen Hauses fand er viel Widerstand, so behutsam und vorsichtig er auch zu Werke ging. Hiedurch ließ er sich jedoch nicht abschrecken. Gesetzgeber und Männer, welche auf außerordentliche und übernatürliche Kenntnisse Anspruch machen, müssen allemal auch überirdische Wesen zu ihrem Beistand haben. Moses sprach mit Gott selbst, ohne Zeugen, auf dem Berge Sinai: Numa wurde von der Nymphe Egeria in einer Felsengrotte unterrichtet:

selbst die Priester von Otahiteh geben vor, seit undenklichen Zeiten des unmittelbaren Umgangs mit der Gottheit gewürdigt worden zu seyn.

Mahommed versäumte nicht dieser alten Gewohnheit nachzukommen. Er sah ein, daß die Menschen durch Täuschung gewonnen werden müssen, und daß er, um seine Absichten zu erreichen, entweder unmittelbare Offenbarungen oder vertrauten Umgang mit einem Engel Gottes vorgeben müsse. Er wählte das letztere, weil ihm eine mittelbare Offenbarung natürlicherweise mehr Zeit und Raum nachzudenken und Pläne zu entwerfen übrig ließ, und er dabei auch nicht so leicht fürchten durfte entdeckt zu werden. Zu diesem Ende begab er sich fast täglich in eine Höle des Bergs Hara, wo er betete, fastete und sich mit dem Boten Gottes besprach.

Es ist ein sehr auffallender und merkwürdiger Zug in der Geschichte der Menschheit, wenn es wahr ist, daß unser Geschlecht, in dem kurzen Zeitraum seines Daseyns von fünf bis sechstausend Jahren, nach der Berechnung des Koran beinah zweihundert und dreißigtausend Propheten gehabt hat. Diese Zahl ist fast unglaublich, indessen findet man sie im Koran durch Berechnung erwiesen. Nicht alle diese Propheten waren zwar, so wie Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Mahommed, mit unmittelbarer göttlicher Voll-

macht versehen, indessen, sagt der Koran, wurden sie doch alle in die Welt geschickt, um den Menschen Tugend und Besserung zu predigen. Ob hier z. B. auch die Propheten, welche Jesabel hinrichten ließ, und die hundert Propheten, welche Obadiah vor ihrer Verfolgung in Hölen verbarg, mit gerechnet sind, weiß ich nicht, vermuthete es aber, weil sie doch auch mit gebraucht werden konnten, um jene große Summe vollzumachen.

Die kühnen Schritte und Unternehmungen, welche Mahommed wagte, mußten nothwendig seine Landsleute sehr befremden. Sie konnten nicht begreifen, wie er so verwegend seyn könnte, eine neue Lehre stiften zu wollen, da er, wie sie wußten, nicht die geringsten wissenschaftlichen Kenntnisse besaß. Indessen fuhr er Tag für Tag fort, die Grundsätze seiner neuerfundnen Lehre auszubreiten, und ließ sich durch alle Spöttereien seiner Gegner nicht irre machen. Die mosaischen Gesetze und die Reden Christi dienten ihm zur Grundlage seines Religionsgebäudes, und er war überzeugt, daß es durch einen solchen Grund Festigkeit und Ansehen genug erlangen würde.

Es ist gewiß, daß Mahommed gar keine gelehrten Kenntnisse hatte. Er konnte weder lesen noch schreiben, und diesen Umstand führt er selbst als einen Beweis an, daß seine Lehre ihm unmittelbar von Gott offenbart worden sey. „Der

„Koran, sagt er, kann nur von Gott selbst hervorgehen; er ist Bestätigung und Erläuterung dessen, was vorhin ist offenbaret worden. Sprechen die Ungläubigen; Mahommed hat ihn geschrieben: so antwortet; wenn es wahr ist, was ihr sagt, so versucht es ein solches Kapitel zu schreiben wie dieses Buch enthält, nehmt zu Hülfe, wen ihr wollt, und seht zu, ob ihr ohne Gottes Beistand etwas ähnliches leisten könnt.“ Diese Aufforderung war bestimmt genug. Eine ausgewählte Stelle aus dem Koran wurde mit goldnen Buchstaben abgeschrieben, und an einem öffentlichen Orte ausgestellt, damit die Gelehrten Arabiens versuchen sollen, etwas besseres zu schreiben. Sie konnten das nicht, wie die Muselmänner sagen, und so trug also Mahommed den Sieg davon.

Sechs und funfzigstes Fragment.

Mahomeds Unwissenheit war ihm in gewisser Rücksicht zu Ausführung seiner Absichten sehr zu tráglich, aber auch in anderer Betrachtung auf mancherlei Weise sehr hinderlich. Da er selbst in den heiligen Büchern die nöthigen Untersuchungen nicht anstellen konnte, so mußte er sich ganz auf:

auf die Geschicklichkeit seiner Gehülften verlassen. Auf der andern Seite aber mußte bei seiner bekannten Unwissenheit im Lesen und Schreiben, alles was er bekannt machte, und besonders seine häufigen Beziehungen auf die Bücher des alten Testaments ein sehr wunderbares Aussehen gewinnen, und das Volk überreden, daß hier nothwendig eine göttliche Offenbarung mit im Spiele seyn müsse.

Viele Jahre hindurch fuhr Mahommed standhaft fort, seine Lehre auszubreiten, und sich gegen alle Widersacher seiner Lehre herzhast zu vertheidigen. Die geheimnißvolle und nicht selten schwärmerische Sprache des Koran mußte selbigem manche Anhänger aus der Klasse solcher Menschen verschaffen, welche geneigt sind, die Ausschweifungen der Einbildungskraft für geheime Wirkungen der Gottheit anzusehen. Doch blieben die meisten Araber noch immer unbekehrt. Hätte Mahommed Wunder gewirkt, so würde ihre Standhaftigkeit nicht lange ausgehalten haben; allein er predigte gegen alle Wunder, und gestand, daß ihn Allah mit der Kraft dergleichen zu thun nicht ausgerüstet habe.

Sehn Jahre waren unter diesen Streitigkeiten verfloßen, als endlich Mahommed sich genöthigt sah Mekka zu verlassen, und nach Medina

zu fliehen. Von diesem Zeitpunkte, der Hegira, welche ins J. 622 n. E. G. fällt, beginnt die Mahomedanische Zeitrechnung.

Mahomed blieb eine Zeitlang zu Medina, kehrte aber bald wieder nach Mekka zurück, wo er sich bis ins zwölfte Jahr seiner Sendung, deren Geschäfte er noch immer unermüdet fortsetzte, aufhielt. Hierauf machte er eine Reise nach Jerusalem, und bald nachher gab er auch vor in den Himmel verzückt worden zu seyn. Er fing nunmehr erst an, seine Talente und seine Macht recht zu fühlen. Bisher hatte er sich immer nur beinahe leidend verhalten, weil es ihm an Nachdruck fehlte. Nunmehr aber wurde er immer mächtiger, seine Freunde erklärten sich öffentlich für ihn, und es kam die Zeit, wo er seine Feinde und Verfolger nicht weiter zu schonen brauchte. Er machte bekannt, daß er ein Gesandter Gottes und zum Gesetzgeber Arabiens bestimmt sey, und daß er den Auftrag erhalten habe, die Widerspenstigen und Ungläubigen zu bestrafen, und alle Abgötterei auszurotten. Er ließ es nicht bloß bei Worten bewenden, sondern fing an, so wie andre Propheten vor ihm gethan hatten, diejenigen mit Gewalt zu Annehmung seiner Lehre zu zwingen, welche sich durch göttliche Mittel von der Vortreflichkeit derselben nicht überzeugen lassen wollten.

Wie lange Mahommed eigentlich sein apostolisches Amt verwaltet habe, läßt sich selbst aus den arabischen Geschichtschreibern nicht genau bestimmen. Einige sagen, er habe bis zum zehnten, andre, er habe bis zum elften Jahre nach der Flucht von Mekka gelebt. Dem sey wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß sein Befehrsungseifer, und wahrscheinlich auch seine Grausamkeit immer mehr zunahm, je weiter sich seine Macht ausbreitete. Die Zeit gab seinen Entschlüssen immer mehr Festigkeit und seiner unmäßigen Begierde, Proselyten zu machen, immer neue Nahrung. In der Mitte dieser Laufbahn wurden seine Entwürfe durch einen unvorhergesehenen Vorfall unterbrochen. Ein Weib vergiftete ihn zu Medina, wo er im drei und sechzigsten oder fünf und sechzigsten Jahre seines Alters starb.

Nach alle dem, was man schon über Mahommeds Leben und Charakter geschrieben hat, ein neues Urtheil über ihn fällen zu wollen, kann allerdings Verwegenheit scheinen. Ich habe ihn hier geschildert so wie er war, und ich kann mich nicht enthalten ihm die Aufmerksamkeit zu widmen, die er als ein außerordentlicher Mensch verdient. Daß er seine Zeitgenossen durch Vorspiegelung einer göttlichen Sendung täuschte, daß er seine herrschsüchtigen Ab-

sichten mit Grausamkeit und Blutvergießen durchsetzte, das ist unstreitig sehr tadelnswert und unweiszlich. Aber man lese seinen Koran, man sehe wie viele herrliche Sittenlehren er enthält, wie nachdrücklich er Menschenliebe, Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit empfiehlt! das sind fürwahr nicht Merkmale teuflischer Eingebung. Es ist nicht zu leugnen, daß viele seiner Handlungen blutig und grausam waren, aber hatte er nicht auch unversöhnliche wüthende Feinde gegen sich, die ihm ewige Rache geschworen hatten? Dadurch konnte er dann allerdings wohl auch zur Wuth gereizt werden. Nur; Mahommied war bei allen seinen übrigens unverkennbaren Fehlern ein großer, standhafter und geistvoller Mann. Er strebte nach der Herrschaft der Welt; ob er die durch Religion oder durch die Waffen sich erwerben sollte, das galt ihm gleich. Sein Endzweck war unumschränkte Macht, und es gelang ihm sich diese zu verschaffen. Viele andre haben eben das gethan was er that, und sind von Moralisten und Geschichtschreibern gepriesen, ja fast vergöttert worden.

Sieben und funfzigstes Fragment.

Sittenlehren und Glaubenslehren haben beide einen sehr großen Antheil an den Grundsätzen der Mahomedanischen Religion. Der Prophet giebt viele ganz vortrefliche Lebensregeln; und über den Zustand nach dem Tode drückt er sich sehr deutlich, und, nach der Meinung der Muselmänner, göttlich aus. — Es ist eine unfruchtbare und für die meisten Menschen ganz verstandlose Lehre, wenn man ihnen beweist, alles Uebel in der Welt, alles Elend sey unvermeidlich, und mit unserm Daseyn wesentlich verbunden. Besser ist's die Menschen trösten; denn warum soll man ihren Kummer häufen, da es so oft in unsrer Macht steht sie durch angenehme wohlthätige Empfindungen aufzurichten. Mahommed sagt: thut so, wie ich euch geboten habe, so wird euer Lohn selbst eure kühnsten Erwartungen übertreffen. Die Arten dieser den Gläubigen aufbehaltenen Belohnungen hat er selbst in einem eignen Abschnitt des Koran bestimmt.

Ich habe schon oben erwähnt, daß das Gerüste von Mahommeds Lehrgebäude ganz aus den Schriften des alten und neuen Testaments entlehnt ist. Sechs Jahrhunderte waren von Christus bis auf Mahommed verflossen, und in dies

sem Zeitraum hatten die Kirchenlehrer, wie schon erwähnt worden, eine Menge der abgeschmacktesten und widersinnigsten Lehren der christlichen Religion untergeschoben. Ich erwähne dieses bloß in der Absicht um die Muthmaßung zu wagen, daß Mahommed seine Vorstellung von den Freuden des Paradieses, welche er den Gläubigen verheißt, aus den Schriften des Justinus Martyr oder eines andern Kirchenvaters geschöpft habe. Justin drückt sich über das tausendjährige Reich folgendergestalt aus: „die Heiligen werden mit verkürzten Leibern auferstehen, und mit Christo zu Jerusalem, im Genuß aller sinnlichen Ergötzungen, regieren. Tausend Jahr wird dieses Reich währen, bis zur allgemeinen Auferstehung.“

So sinnlich und deutlich Mahommed die Freuden des Paradieses geschildert hat, eben so verständlich hat er sich auch über die Strafen der Gottlosen ausgedrückt. So bald als der Leichnam ins Grab gelegt worden ist, sagen die Muselmänner, wird er von einem Engel in Empfang genommen, welcher ihn von der ihm bevorstehenden Prüfung benachrichtigt. Es kommen alsdann zweien schwarze fürchterliche Geister, welche dem Todten befehlen sich aufzurichten, und ihn sodann über seinen Glauben an Gott und seinen Pros

pheten befragen. Antwortet er recht, so bleibt der Leib ruhig liegen, und wird mit Paradiesluft erquickt. Besteht er aber in der Prüfung nicht, so werden ihm die Schläfen mit eisernen Keulen zerstoßen, und der Schmerz preßt ihm ein Geheul aus, das überall von Osten bis Westen erschallt, und nur den Menschen unhörbar ist. Die Todtenrichter drücken dann die Erde fest über dem Leichnam zusammen, welcher von nun an bis zum Tage der Auferstehung, von neun und neunzig Drachen, deren jeder sieben Häupter hat, zernagt wird.

Die rechtgläubigen Anhänger des Koran sehen, weil sie fest von jener Prüfung nach dem Tode überzeugt sind, sehr sorgfältig darauf, daß ihr Grab geräumig genug sey, um sich aufzurichten zu können. Hierin ahmen sie den Juden nach, mit den Katholiken aber haben sie die Gewohnheit, für die Seelen der Verstorbenen zu beten, gemein, und zu diesem Ende machen sie Stiftungen für die Derwische und Fakirs, welche bei dem Grabe beten, und zum Haupte des Todten immerfort eine brennende Lampe unterhalten müssen. — Wie lange eigentlich die Seelen der Verstorbenen im Reinigungsstande bleiben, das wissen die Mahomedaner selbst nicht genau; doch glauben sie, es werde bis zur Auferstehung wohl einige tausend Jahre dauern, und in dieser ganz

jen Zeit sollen die Köpfe der Gottlosen wie Töpfe kochen.

Vollkommen in allen ihren Theilen und Gliedern sollen nach Mahommeds Lehre die Menschen dereinst vor den Richterstuhl Gottes treten, so wie sie anfänglich von Mutterleibe kamen, nackt, barfuß, und unbeschnitten. Auch diese Vorstellung ist von den christlichen Kirchenvätern entlehnt; allein da sie etwas anstößiges hat, so sind mancherlei Versuche von den Mahommedanern gemacht worden, sie durch Erklärungen zu mildern. Selbst Ayescha, eine von Mahommeds Weibern, machte dem Propheten Einwürfe dagegen, und meinte, die Art, wie die Menschen am Tage der Auferstehung erscheinen sollen, würde den Wohlstand beleidigen. Allein Mahommed beruhigte sie deswegen, und versicherte sie, das Geschäft jenes Tages werde zu wichtig und zu ernsthaft seyn, als daß es beiden Geschlechtern werde einfallen können, sich mit andern als bloß mittelstigen Blicken anzuschauen.

Mahommed schildert den Tag der Auferstehung als einen sehr fürchterlichen und schreckensvollen Tag. Die Posaune des Gerichts wird erklingen, die Gräber werden bersten, die Erde wird ihre Todten hervorgeben, und nun werden die Menschen vor den furchtbaren Richterstuhl treten. Die Prüfung ihrer Handlungen auf der Welt be-

hört. Die Seele wird sprechen: „Herr, mein
 „nein Leib erhielt ich von Dir, denn du schufst
 „mich ohne eine Hand, damit zu greifen, ohne
 „Füße damit zu gehen, ohne Augen damit zu se-
 „hen, ohne alle Sinne, bis ich in diesen Leib
 „kam. Darum strafe den Leib, aber sprich mich
 „frei.“ Da wird denn auch der Leib seine Stim-
 „me erheben, und sprechen: „Herr du schufst mich
 „unbeweglich wie ein Stück Holz. Meine Hän-
 „de konnten nicht greifen, meine Füße nicht ge-
 „hen, bis diese Seele wie ein Lichtstrahl in mich
 „drang. Da begann meine Zunge zu sprechen,
 „meine Augen zu sehen, und meine Füße zu ge-
 „hen; darum strafe die Seele, aber sprich mich
 „los.“ Dieser sonderbare Streit zwischen Seele
 und Leib wird jedoch das Urtheil nicht abändern.
 Der Allmächtige wird gerecht entscheiden, und
 wehe dann dem Gottlosen, denn beides sein Leib
 und seine Seele werden für seine Vergehungen
 büßen müssen.

Acht und funfzigstes Fragment.

Mahommed ergriff bei der Gründung seines Res-
 ligionsystems die weise Maasregel, verschiedene
 Lehrsätze von denjenigen, welche er bekehren woll-
 te, zu entlehnen. Ein Beispiel hievon ist die

berühmte Brücke Sirat, wovon er das Original bei den Magiern fand. Diese Brücke ist queer über den unermesslichen Abgrund der Hölle geschlagen. Sie ist nicht breiter als ein Haar, scharfer als ein Schwert. Alle Menschen müssen vom Richterstuhl der Gottheit über diese Brücke hingehen. Sind sie gottlos gewesen, so kann nichts sie retten, sie fallen in den feurigen Schlund der Hölle hinab. Sind sie aber tugendhaft gewesen, so eilen sie über diese Brücke hin zum Himmel, wo sie an dem Baume der Glückseligkeit, Tuba genannt, Antheil nehmen, welcher sie mit Speise, Kleidung und prächtig ausgeschmückten Rossen versieht, wo erfrischende Flüsse und Quellen von Milch, Honig, Wasser und Wein fließen, wo die gemeinen Kiesel Diamanten, Scharmagden und Rubinen sind. Ueber dies alles sind da die reizenden schwarzäugigen Mädchen des Paradieses mit Rosenwangen und balsamdüftenden Lippen, welche die Gläubigen mit offenen Armen empfangen. Selbst der geringste unter den Seligen wird da, ausser den Weibern die er auf Erden hatte, zur Vollendung seiner Glückseligkeit, zwei und siebenzig Houris haben.

Man giebt dem Mahommed Schuld, er habe die Weiber vom Paradiese ausgeschlossen; das hat er aber nicht gethan. Er hat ihnen nicht nur den Zutritt zu selbigem verstattet, sondern sie

sogar ausdrücklich dorthin eingeladen, und auch ihnen Liebhaber die Fülle und alle Arten der Freude im Paradiese zugesagt. Ich weiß nicht, warum man vorgegeben hat, der Arabische Prophet habe dem weiblichen Geschlecht den Zutritt zur Seligkeit versagt, es müßte denn die Ursache hiervon diese seyn, daß er sagt, er habe im Paradies diese meistens Arme, in der Hölle aber vorzüglich Weiber gefunden.

Die Kabbalisten, von welchen Mahommed ganz gewiß manches entlehnt hat, nahmen vier Himmel an, wo die Seelen frommer Männer mit Seelen frommer Weiber verhehlicht würden, und die Ehen blos geistlich, so wie auf Erden physisch und körperlich, wären.

Die Vorstellungen der Mahomedaner von den Freuden des Himmels sind immer noch viel feiner als dasjenige, was der Jude, Elieser Piki behauptete: „daß nämlich Gott im Anfang der Welt am fünften Tage zweien große Wallfische erschaffen habe; den einen von selbigen bewahrt, re er noch heut zu Tage lebendig um damit zu spielen und sich einen Zeitvertreib zu machen, den andern aber habe er geschlachtet und in Salzwasser gelegt, um ihn den Gläubigen der einst an jenem Tage vorsehen zu können.“ Die mahomedanischen Vorstellungen von der Seligkeit sind auch noch viel besser als die der alten

Skandinavischen und Celtischen Varden. „Welsche neue Freuden empfinde ich? — Ich sterbe, ich höre Odins Stimme; die Thore der glückseligen Halle eröfnen sich mir. Reizende halbnaackende Mädchen, mit himmelblauen Gürteln geschmückt, empfangen mich mit holdseligem Lächeln: bringen mir stärkendes Bier in den Schälkeln der Feinde, die ich erschlagen habe. Ich komme, Odin! ich komme!“ —

Neun und funfzigstes Fragment.

Die Israeliten stellten Wallfahrten an, die Christen ebenfalls; auch Mahommed wollte bei seiner Religion dergleichen haben. Er wählte zum Wallfahrts- und Gnadenort den Tempel zu Mekka, der schon viele Jahrhunderte vor Mahommeds Sendung sehr berühmt gewesen war.

Mekka liegt ohngefähr drei Tagereisen weit vom rothen Meere, mitten in einer felsigen unerschräglich heißen Sandwüste. Demohngeachtet bestimmte der Prophet diesen Ort zum Allerheiligsten seiner Gläubigen, weil er da geboren war, und weil sich daselbst der heilige Tempel die Kaabah befand.

In allen Ländern und unter allen Völkern der Erde hat man von jeher religiöse Büssungen

und Sühnungsgebräuche gehabt: heut zu Tage findet man sie vornehmlich noch bei den Hindus, Mahomedanern und Katholiken. Der Koran sagt, „wer ohne die Reise nach Mekka gethan zu haben, sterbe, der sey nicht besser als ein Jude oder ein Christ;“ und es ist also nicht zu verwundern, wenn die Muselmänner sehr große Begriffe von der Verdienstlichkeit dieser Wallfahrt haben, und wenn es ihr sehnlichster Wunsch ist, diese Pflicht zu erfüllen. Sie lassen sich selbst die grösssten Schwierigkeiten nicht davon abschrecken, und noch heut zu Tage strömen den Hüttern der heiligen Kaabah, aus allen Ländern wo Mahomed's Lehre herrscht, unermessliche Reichthümer zu.

Ich pflege nie zu spotten, wenn von unschuldigen harmlosen Gebräuchen eines Volks die Rede ist. Gern übergehe ich abgeschmackte Thorheiten, und ziehe nur das hervor, was lobenswürdig ist; allein nicht immer dürfen uns Thorheit und Aberglauben entgehen; sie müssen uns zuweilen aufstossen, und dann ist unsre Pflicht blos diese, daß wir sie mit Schonung, nicht mit Bitterkeit behandeln.

Die Wallfahrt nach Mekka ist mit vielen sonderbaren Umständen verknüpft. Die Pilgrime müssen zu Mekka drei Tage mit Fasten und Gebet zubringen. Am vierten ziehen sie in die

Wüste, und opfern daselbst. Hierauf gehen sie zu dem nicht weit entlegnen Berge Arafat, und jeder von ihnen nimmt zwei und vierzig Kiesel mit. Sie bleiben daselbst drei Tage, am ersten Tage werfen sie nach einem andächtigen Gebet am Fuße des Felsen sieben Steine gegen denselben, am zweiten Tage vierzehn, und am dritten ein und zwanzig. Diese Steinigung des Felsen gilt, wie sie sagen, dem Kopfe des Teufels, weil er den Abraham gereizt habe, den Ismael (denn von Isaaß wollen sie nichts wissen) Gott zu opfern.

Zu gleicher Zeit erzählen sie auch, daß sich Adam und Eva, nachdem sie seit ihrer Verstoßung aus dem Berge zweihundert und zwanzig Jahr lang von einander getrennt gewesen, und keines von dem Schicksal des andern etwas gewußt hätte, auf diesem Berge zuerst einander wieder begegnet wären. Man sollte man freilich wohl denken, daß der Teufel, wenn er auf der einen Seite Abrahams und Ismaels wegen die Steinigung verdient, auf der andern Seite dagegen Dank verdienen müsse, weil er die Wiedervereinigung unsrer ersten Aeltern nach so langem Herumirren nicht gehindert hat.

Viele orthodexe Muselmänner behaupten, Adam habe den ersten Grund zur Erbauung Mekkas gelegt, und das erste Haus daselbst angelegt.

Dieses sey bei der Sündfluth umgerissen worden, Abraham aber und Ismael, sein Erstgeborner haben es wieder hergestellt. Sie behaupten sogar, Adam sey auf dem Berge Abou; Cais, drei Meilen von Mekka begraben.

Die Araber wissen nichts von einem irdischen Paradiese. Sie wollen nicht gestehen, daß Serendib oder Ceilan der Garten Eden sey. Adam wurde, wie sie sagen, aus dem siebenten Himmel vertrieben. Als er auf die Erde kam, so machte er eine Reise nach Arabien, baute daselbst die Raabah, und wurde nach seinem Tode auf dem Berge Abou; Cais begraben. Hierin weichen sie in der That nicht sehr von den ältesten Schriftklärern der christlichen Kirche ab, welche behaupteten, das Paradies sey eben der Ort, wohin Enoch und Elias versetzt, und Paulus im Geist entzückt wurde.

Sechzigstes Fragment.

Ich hoffe nicht, daß es unter edel denkenden Christen Leute geben könne, welche die Empfehlung der wesentlichsten und vortreflichsten Lebenspflichten, die Einführung eines gesitteten Lebens unter einem rohen herum schweifenden Volke, dem Propheten Arabiens zum Vorwurf machen. Die

Augen der Menschen sind ja heut zu Tage endlich der Wahrheit und der getreuen Darstellung derselben geöffnet. — Mahommed hatte in der That viele Hindernisse, große und mächtige Vorsurtheile bei seinem Volke aus dem Wege zu räumen. Einer von den abscheulichsten Mißbräuchen, die er abschaffen mußte, war dieser, daß die Araber ihre Töchter lebendig zu begraben pflegten, wenn sie ihnen lästig oder unangenehm waren. Wenn ein Mädchen sechs Jahr alt war, so befahl der Vater seinem Weibe die Tochter vorzubereiten und zu schmücken, damit er sie zu ihren Müttern bringen könne. Hierauf legte er das Mädchen in eine Grube und scharrete sie lebendig ein. Bei andern arabischen Stämmen mußten die Mütter ihre Niederkunft am Rande eines Brunnens abwarten: gebären sie Söhne, so behielt man diese; brachten sie aber Töchter zur Welt, so wurden selbige gleich ersäuft. Mahommed schafte diesen barbarischen Gebrauch ganz ab.

Man sagt, dieser Prophet sey sehr verliebter Natur gewesen. „Es ist Gottes Wille, sprach er, daß ich soviel Weiber und Beischläferinnen haben soll, als mir gutdünkt.“ Seinen Anhängern erlaubte er indessen nur vier Weiber. Daß Mahommed die Vielweiberei ausdrücklich gestattete, dazu mochte wohl nebst seiner eignen Neigung,
 der

der Entschluß Gelegenheit gegeben haben, welchen er gefaßt hatte, die bisher übliche Ermordung der Mädchen abzuschaffen. Die Vielweiberei war schon vorher in Arabien so wie in allen Morgenländern erlaubt gewesen. Weischläferinnen aber hatte niemand halten dürfen. Mahommed verschaffte den ledigen Frauenzimmern, welche eine Schwachheit begangen hatten, bessere Aussichten als sie bisher gehabt hatten; indem er die Kinder der Weischläferinnen für rechtlich und ebenbürtig, und nur die Kinder der Huren, deren Väter unbekannt sind, für unehlich erklärte. Ueberdies gestattete er auch, Ehen auf gewisse Zeiten, oder, wie wir sagen würden, Ehen zur linken Hand zu schließen.

Schon vor Mahommeds Zeiten war Eifersucht die herrschende Leidenschaft der Araber, und von ihnen sollen auch mancherlei Erfindungen, durch welche die Eklaverei des weiblichen Geschlechts vermehrt, und ihre Keuschheit in Sicherheit gestellt werden sollte, ihren Ursprung haben. Die Vielweiberei hat in der That, wie ich schon anderwärts erinnert habe, sehr viele nachtheilige Folgen. Sie verurthacht Milderkeit, Bedrückungen mancher Art, erhöht den Stolz, die Eizrannei, die Selbstsucht des männlichen, und das Elend des weiblichen Geschlechts. Oft kann sie

zum Kindermord Gelegenheit geben, und über dieß alles erzeugt sie auch Eifersucht, die beständige Gefährtin des Selbstgefühls von Schwäche, der unnatürlichen Unterwürfigkeit, und des Mangels an Zutrauen in häuslichen Angelegenheiten.

In Arabien gab es jedoch einige Orte, wo die Frauenzimmer besondere Vorrechte hatten, ja in einigen Stämmen nahmen sie an allen bürgerlichen und Kriegsgeschäften thätigen Antheil. Ich führe hievon folgendes Beispiel aus Richardsons Abhandlung von der Sprache und den Sitten der Morgenländer an. „In der berühmten Schlacht
 „bei Vermock, welche im Jahr 636 n. E. G.
 „zwischen den Arabern und Griechen vorfiel, und
 „durch welche das Schicksal Syriens entschieden
 „ward, hatten die Araber ihr Glück ganz allein
 „den Weibern zu verdanken. Das Griechische
 „Heer war viel stärker und zahlreicher als das
 „Arabische, und letzteres mußte dem Anfall der
 „Feinde weichen und nach den Zelten fliehen.
 „Die Weiber aber hielten die Fliehenden auf, und
 „suchten sie bald durch Schelten bald durch auf-
 „munterndes Zureden zum Stehen zu bringen.
 „Sie drohten sogar zu den Griechen überzugehen.
 „Eine von diesen Heldinnen schlug einen tapfern
 „Offizier, den sie fliehen sahe, mit einer Zelt-
 „stange zu Boden, und rief überlaut: rückt ihr
 „gegen den Feind an, so ist das Paradies vor

„euch, fliehet ihr, so ist hinter eurem Rücken die
„Hölle!“

Ein und sechzigstes Fragment.

Die Reisebeschreiber, sagt Lady Wortley Montague, sind sehr geneigt die türkischen Frauenzimmer wegen des zwangvollen und sklavischen, geschränkten Lebens, welches sie führen müssen, zu beklagen; und dennoch sind selbige freier als sonst irgendwo. Ihr Leben ist eine ununterbrochne Reihe von Vergnügungen, sie wissen nichts von Sorgen, und kennen kein andres Geschäft als Geld zu verthun, und neue Moden zu erfinden. Man würde den Mann für rasend halten, der seiner Frau Sparsamkeit zumuthen wollte. Seine Sache ist, Geld zu verdienen, die ihrige es durchzubringen.“

Ich befürchte, die lebenswürdige Montague hat hier ihrer Phantasie zu viel Gewalt über ihre Erfahrung und Beurtheilungskraft eingeräumt. Die Einsperrung der Weiber ist bei den Mahomedanern ein Ehrenpunkt, eine Gewohnheit, welche sie mit strenger Gewissenhaftigkeit beobachten. Selbst den Brüdern ist es kaum erlaubt ihre Schwestern unter vier Augen zu sprechen. Würde das der Lady Montague wohl gefallen haben

ben, wenn sie selbst so eingesperrt gewesen wäre? Bei der vollkommen freien zwanglosen Lage, in welcher sie sich befand, mußte es ihr freilich ganz leicht werden, eine solche Einsperrung für etwas angenehmes zu halten. Aber ihr zärtliches zur Liebe geschaffnes Herz, ihr lebhafter immer reger Geist, würde sich gewiß nimmermehr in die Einsamkeit und klosterähnlichen Zwang des Harem haben schicken können. — Nein Mylady, der Zustand der Mahomedanischen Schönen, selbst der Zustand Ihrer Freundin Fatme würde Ihnen gewiß nie behagt, nie so viel Vergnügen, als Sie sich einbilden wollen, verschafft haben. Noch nie sind die Mauern eines Gefängnisses Wohnung des Vergnügens gewesen, noch nie hat gezwungene Liebe dauerhaftes Glück gewähren können.

Natürlich ist es, daß selbst die sinnlichen Freuden der Liebe, wenn diese auf einer Seite blos Zwang und Sklavenspflicht ist, sehr viel von ihrer Stärke verlieren müssen. Die Mahomedaner sind aber auch noch überdieß der ehelichen Treue ihrer Weiber lange so gewiß nicht, als andre aufgeklärtere Nationen, die sich eine Ehre aus dem Zutrauen machen, welches sie in ihre Gattinnen setzen. In den Harems und Serails werden vielleicht mehr und mannichfaltigere originelle Liebesintriquen angesponnen, als alle Romane in der ganzen Welt enthalten. Gemeinschaftliches

Unglück erregt immer gegenseitiges Mitleid. Die eingesperrten Schönen haben Nachsicht gegen einander, sie legen ihre Pläne gemeinschaftlich an, und wissen sich, wenn ihre Hüter es am wenigsten befürchten, für den Zwang, worin sie leben, durch den Genuß verbotner, aber eben deswegen desto süßerer Freuden zu entschädigen.

Die Harems haben in allen mahomedanischen Ländern außerordentlich großen Einfluß auf bürgerliche sowohl als Staatsgeschäfte; und die Ursache hievon ist sehr begreiflich. Zwar darf kein Mann in das Harem eines andern gehen, aber die Frauenzimmer pflegen einander fleißig zu besuchen. Sie benutzen dieses Vorrecht um ihr Herz gegen einander auszuschütten, und es ist sehr leicht zu vermuthen, daß bei diesen vertraulichen Besuchen die Angelegenheiten ihrer Männer und Herren einen großen Theil der Unterredung ausfüllen. Sie rathschlagen auf diese Art über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats, und üben nicht geringe Herrschaft über die Männer aus, welche ihre Gebieter zu seyn wähnen. Viziers, Ministers, hohe Kriegsbediente, alte Männer, von Wichtigkeit haben ihre Partheien in den Harems und spinnen daselbst durch ihre Weiber mancherlei geheime Kabalen aus.

Ueberdies bringen die wollüstigen Mahomedaner den größten Theil ihres Lebens im

Harem zu, und dieses ist zugleich ihr Erziehungs-
ort; ein Umstand, welcher unstreitig das meiste das
zu beiträgt die Herrschaft und den Einfluß des
weiblichen Geschlechts zu befestigen. Männer,
welche unter den Augen der Weiber erzogen, und
von ihnen zu sanfter weiblicher Denkungsart ge-
wöhnt worden sind, müssen nothwendig geneigt
seyn, sich unter die sanften Ketten jenes Ge-
schlechts zu schmiegen. Wie könnte auch aus
dem Zögling der Weichlichkeit ein anderer, als
weibisch denkender Mann werden? Wir alle sind
blos das, was die Erziehung aus uns gemacht
hat. Wie wir reden lernen, so lernen wir auch
denken, und wenig sind der Menschen, welche
nach eignen Grundsätzen handeln.

Zwei und sechzigstes Fragment.

Da das Harem oder die *Zunanna* der Ort ist,
wo die weiblichen und üppigen Mahomedaner
ihre glücklichste Stunden zubringen, so sollte man
glauben, daß die Zimmer desselben mit vielem
Geschmack und Pracht ausgeziert seyn müßten.
Man erzählt uns auch in der That sehr viel von
prächtigen Gemächern, Tapeten, und Möbeln,
von wollüstigen Bädern und Grotten, goldbestreu-
ten Fußböden, anmuthigen Lustwäldern und pas-

radiesischen Wohlgerüchen, welche in diesen Wohnplätzen des sinnlichen Genusses anzutreffen seyn sollen. Ich meines Orts hingegen muß gestehen, daß mir auf allen meinen Reisen und bei allen Untersuchungen nichts von jenen Herrlichkeiten vorgekommen ist. Die Zimmer der Frauenzimmer sind nichts weniger als geräumig und bequem, sondern vielmehr enge und düster; und gegen ein erträglich gutes habe ich immer wenigstens funfzig schlechte gezählt, die ein Europäer schwerlich würde bewohnen mögen.

Das ganze äußerliche Ansehn eines Harems ist schon düster und melancholisch. Hohe Mauern, eiserne Riegel, inwendig im Hofe überall häßlich schwarze Verschnittene; das ist der Apparat, dessen sich die Muselmänner bedienen um die Keuschheit ihrer Weiber in Sicherheit zu stellen. Wiß man man glauben, daß das Leben an einem solchen Orte angenehm sey? Die Frauenzimmer mögen noch so belesen in allen Werken Persischer und Arabischer Dichter, ihre Einbildungskraft mag noch so feurig, ihre Geschicklichkeiten noch so ausgezeichnet, alle ihre körperlichen und geistigen Vollkommenheiten noch so groß seyn; was ist das alles, wenn ihnen die Freiheit fehlt; die Freiheit, welche den Genuß aller Güter doppeltröhrt?

Einer der schändlichsten und unnatürlichsten Mißbräuche, welche die Vielweiberei nach sich gezogen hat, ist unstreitig die Entmannung so vieler Elenden, welche zu Hütern der Harems gebraucht werden. Tavernier erzählt, man habe im J. 1659 in einer einzigen morgenländischen Provinz gegen zwei und zwanzigtausend Verschnittne zum Verkauf gebraucht. Wie schändlich werden hier die Absichten der Natur vereitelt! In der That wäre es kein Wunder, wenn ganze Länder entvölkert würden, wenn es erlaubt ist, daß ein einzelner Mann ganze Schaaren von Weibern, deren er doch nicht genug thun kann, zu seinem alleinigen Gebrauch, und eben so viel Geschöpfe, die weder Mann noch Weib sind, als Hüter seiner Weiber unterhalten darf!

Ende des ersten Theils.
